

„Land an der Memel“

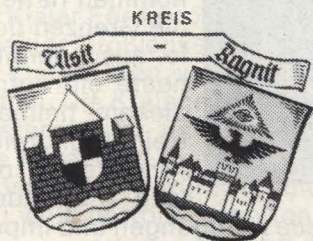
Heimatrundbrief
für den Kreis
Tilsit-Ragnit

Herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e.V.
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

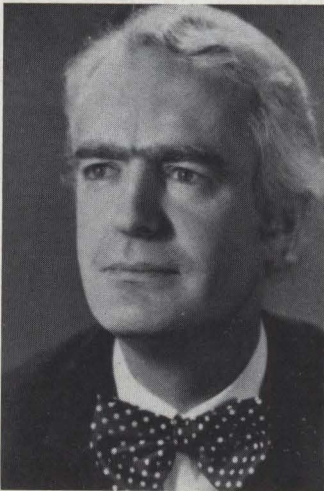
18. Jahrgang

— Pfingsten 1984 —

Nr. 34



*Jagdhornbläserkorps Plön anlässlich des Jahreshaupttreffens
der Tilsiter Heimatkreise 1983 in der Ostseehalle in Kiel*



Unser Porträt:

Bürgermeister Herbert Sätje Heikendorf

Stellvertretend für die im Patenkreis Plön wirkenden Bürgermeister — deren Stadt- und Gemeindegremien im Jahre 1953 einmütig zu einzelnen größeren Kirchspielsorten unseres Heimatkreises Einzelpatenschaften übernommen hatten, die dann später auf die Grenzen der einzelnen Kirchspiele ausgedehnt wurden, ist es uns heute ein aufrichtiges Bedürfnis, in diesem heimatlichen, pfingstlichen Heimatrundbrief eine Persönlichkeit vorzustellen, die den über 30 Jahre lang währenden Patenschaftsbeziehungen immer neue Anregungen und Impulse verliehen hat. Daß diese Würdigung zweierlei gewichtige Gründe beinhaltet, soll im Verlauf dieser kurzen Laudatio noch besonders herausgestellt werden.

Unser Patenbürgermeister Herbert **Sätje** ist seit vielen Jahren seinen ihm anvertrauten „Patenkindern“ aus dem Gesamtkirchspiel Großenkenau zu einem festen Begriff geworden; dieses haben die vielzähligen, alle zwei Jahre traditionellen Patenschaftsbegegnungen in eindrucksvoller Weise bewiesen.

Ursprünglich bezog sich das Patenschaftsverhältnis nur auf die kreisangehörige Gemeinde Untereißeln; sie wurde in den späteren Jahren — nach der Amtsübernahme durch Herrn Sätje im Jahre 1958 — auf das gesamte Kirchspiel Großenkenau übertragen. Dieses geschah auch auf Initiative — dank der jahrzehntelangen und intensiven, gedeihlichen Zusammenarbeit mit dem erst vor kurzem verstorbenen Vertriebenenbeauftragten der Patengemeinde Heikendorf — unseres unvergessenen Gustav **Köppen** aus Untereißeln. Dieses ausgesprochene, harmonische Verhältnis eines gebürtigen schleswig-holsteinischen Verwaltungsbeamten zu dem ostpreußischen Vertriebenenbeauftragten ist ein Grund der Würdigung und zugleich Ausdruck der verdienstvollen Anerkennung der bestehenden und so lebendigen Patenschaftsbeziehungen zu Heikendorf.

Ein weiterer Anlaß ist — und dieses muß hier erwähnt werden —, daß Bürgermeister Herbert Sätje Ende des letzten Jahres sein 25jähriges Dienstjubiläum als hauptamtlich gewählter Bürgermeister der Gemeinde Heikendorf begehen konnte. In einer offi-

ziellen Feierstunde im Rathaus am Anfang dieses Jahres sprach unser Kreisvertreter Matthias Hofer die herzlichen Glückwünsche unserer Kreisgemeinschaft aus. Die „Kieler Nachrichten“ berichteten ausführlich über dieses Jubiläum und die verdienstvollen Tätigkeiten des Bürgermeisters unter der markanten Überschrift: „Seine Handschrift ist in Heikendorf zu sehen.“

Ein qualifizierter Kommunalpolitiker, ausgezeichnet mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland, ein Mann mit unzählbaren Ehrenämtern innerhalb und außerhalb seiner gemeindlichen Grenzen, ein Bürgermeister, der seine Gemeinde zu einem neuzeitlichen, ländlichen Zentralort entwickelte, der Rathaus, Schul- und Sportzentrum, Fischerei- und Segelhafen an der Kieler Förde schuf und — ein bewährter, zuverlässiger Freund seiner Großenkenauer Patenkinder —.

Die Landsmannschaft Ostpreußen verlieh Herbert Sätje 1981 das silberne Ehrenzeichen. Die Kreisgemeinschaft stattet ihrem Heikendorfer Patenbürgermeister an dieser Stelle herzlichen Dank ab für die stetige Förderung der seit über dreißig Jahren währenden Einzelpatenschaft und wünscht ihm für die Zukunft Gesundheit, Erfolg und weitere frohe Schaffenskraft.

Gert-Joachim Jürgens

Botschaft von Pfingsten

Pfingsten ist das Fest der Wiedergeburt des Menscheinges, der sich von seinem Ursprung entfernt und sich allzuweit allein vorgewagt hatte. Es geht nicht um Neuschöpfung des Menscheinges, sondern um seine Gesundung. Denkenden Menschen steht das Grauen doch manchmal mehr als die Freude über den Fortschritt des Menscheinges, der allein auf sich gestellt, mitunter an Abgründe gelangt, deren Tiefen nicht mehr auslotbar sind. Was wird aus aller technischen Weltbemeisterung, wenn der Erdengeist sich dem Gottesgeist verschließt? Auch gute Christen haben oft den Eindruck, wenn sie im eigenen und Gemeindeleben so wenig den Geist Gottes zu spüren glauben, er habe sie verlassen. Der Eindruck mag dann zu Recht bestehen. Aber an diesem Eindruck ist meist auch etwas falsch. Falsch, weil uns das Auge fehlt, den Geist in uns und um uns zu sehen. Wir suchen z.B. scheinbar die Klarheit eines nimmer schwankenden Glaubens und wollen in Wirklichkeit nur eine Unzweifelbarkeit, die uns den Glauben und seine Entscheidung abnimmt. Aber wir sollten wissen: Glauben heißt, imstande sein, auch seine Zweifel zu ertragen. Wodurch geschieht es, daß wir trotz immer neuer Angefochtenheit doch nicht davon ablassen können, jeden Tag neu Jesus Christus und sein Wort zu ergrei-

fen? Eines wissen wir; Der Mut dazu ist nicht unser „besseres Selbst“, ist nicht eine Eigenschaft, die jederzeit verfügbar in unserem Besitz ist, sondern der Geist Gottes, der uns in Besitz nimmt und uns zu Christus führt und treibt, dabei unsere Entscheidung nicht übergeht, vielmehr sie noch schärfer herausfordert.

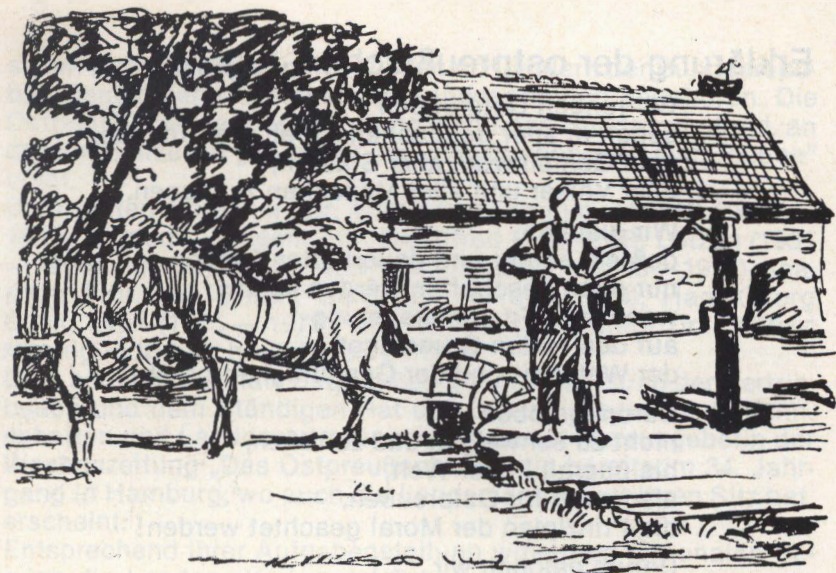
Der Geist Gottes ist vor allem im ganz normalen und alltäglichen Leben am Werk. Es ist seine Art, sich mitten in die Kreatur einzufügen, ihr Leben mitzuleben und genau dort, wo die stärkste Not lastet, als der helfende und heilende Gott sichtbar und spürbar zu werden. Die Wunder seines Wirkens geschehen unauffällig. Wir kennen sie genau die leisen Anregungen, die so leicht zu unterdrücken sind, uns dennoch verfolgen und nicht loslassen: Der Anruf, zu verzeihen, obwohl wir im Recht zu sein scheinen; der Anruf, fair und gerecht zu sein in unserem Urteil über die anderen; den Anruf treuer Mitarbeit, besonders, wenn sie mühsam ist und der Einsatz nicht mit spektakulären Erfolgen belohnt wird; den Anruf, trotz unserem Versagen immer neu zu beginnen. Wenn wir den Geist Gottes nicht immer wieder am falschen Ort und in falscher Weise suchen, dann werden wir mit Freude erfahren: Er ist da, Er ist mit mir, der Geist des Glaubens im Dunkel, der Geist des Sieges in Ohnmacht, der Geist der Freiheit im Gehorsam, der Geist der Freude in meinen Tränen, der Geist des ewigen Lebens mitten im Tod. Unter dem Antrieb des Heiligen Geistes erleben wir immer neue Freude und finden wir das wirkliche Leben, wenn wir uns loslassen und uns verlieren in Jesus Christus und seiner Güte zu den Menschen.

Botschaft von Pfingsten

Eduard Palm, Pfarrer (in Ragnit 1939—42)

*„Wenn gar kein ein'ger
mehr auf Erden,
dessen Treue du darfst trauen,
alsdann will er dein Treuster
werden und zu deinem
Besten schauen.
Er weiß dein Leid
und heimlich Grämen,
auch weiß er Zeit,
dir's abzunehmen.
Gib dich zufrieden!“*

Paul Gerhardt



Federzeichnung B. Moderegger

Diese Zeichnung läßt uns hineinschauen in den Pfarrhof von Breitenstein. Herzog Albrecht hat die Kirchengemeinde Kraupischken — so hieß der Ort ja früher — 1554 gegründet. Er stattete die Pfarre, um Lebensunterhalt und Unabhängigkeit des Pfarrers zu sichern, großzügig mit 355 Morgen Land aus und verpflichtete die besitzenden Gemeindeglieder zu Kalendeleistungen. Dementsprechend waren die Wirtschaftsgebäude recht stattlich. Da in neuerer Zeit die Pfarrer das Land nicht mehr in eigener Regie bewirtschafteten, wurden die Gebäude für verschiedenste Zwecke vermietet. Auch die Küsterwohnung, zuletzt von Familie Pernau bewohnt, war dort eingebaut worden. Auf dem Hof herrschte immer reges Treiben. Bauern stellten hier ihre Fuhrwerke unter, von der Pumpe holten verschiedene Familien Wasser. Pünktlich bezog das Storchenpaar im Frühjahr sein Nest auf dem Scheunendach.

Warnung und Bitte

Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in die DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimatschriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.

Erklärung der ostpreußischen Jugend

Wir jungen Ostpreußen
sehen in aller politischen Arbeit die Aufgabe,
dem Gemeinwohl aller Staaten,
aller Völker und aller Menschen zu dienen.

Wir glauben,
daß ein echter und dauerhafter Frieden
nur dann geschaffen werden kann,
wenn jede Friedensregelung
auf den festen Grundlagen
der Wahrheit und der Gerechtigkeit beruht.

Darum geloben wir,
nicht zu schweigen und zu ruhen,
bis überall in der Welt,
also auch für Ostpreußen,
die Prinzipien der Moral geachtet werden!

Darum geloben wir,
nicht zu schweigen und zu ruhen,
bis überall in der Welt,
also auch für Ostpreußen,
die Grundsätze des Völkerrechts
und der Menschenrechte angewandt werden!

Frieden und Freiheit erhalten heißt:
die Menschen lieben,
die Wahrheit achten
die Gerechtigkeit üben!



Landsmannschaft Ostpreußen

Die Landsmannschaft Ostpreußen ist der Zusammenschluß der Ostpreußen und setzt Ostpreußen in seiner Gesamtheit und in seinen Stadt- und Landkreisen fort. Sie vertritt Ostpreußen und seine Menschen, wirkt an den politischen, kulturellen und sozialen Fragen unserer Zeit mit, pflegt die Werte ostpreußischer Geschichte und Kultur und erstrebt die Wiedervereinigung Ostpreußens mit ganz Deutschland in Frieden und Freiheit. Sie ist überparteilich und überkonfessionell.

Nach einem vorläufigen Zusammenschluß der Vertreter der ostpreußischen Stadt- und Landkreise am 3. Oktober 1948 erfolgte die Gründung der Landsmannschaft am 6. November 1949. Das höchste Organ der Landsmannschaft ist die Ostpreußische Landesvertretung, der die gewählten Vertreter der 40 ostpreußi-

schen Heimatkreise und der in den elf Ländern der Bundesrepublik Deutschland bestehenden Landesgruppen angehören. Die Ostpreußische Landesvertretung wählt den Bundesvorstand, an dessen Spitze der „Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen“ steht.

Dem ersten Sprecher, Dr. Ottomar Schreiber, Memel (1948 — 1951), folgten in diesem Amt Dr. Alfred Gille MdB, Lötzen (1951 — 1966), Reinhold Rehs MdB, Königsberg/Pr. (1968 — 1971), Joachim Frhr. von Braun, Gerdauen (1973 — 1974), Hans-Georg Bock, Lyck (1975 — 1979), und der 1979 gewählte Dr. Ottfried Hennig MdB, der heute noch amtiert.

Die Landsmannschaft Ostpreußen gehört dem Bund der Vertriebenen und dem Ständigen Rat der Ostdeutschen Landsmannschaften und Landesvertretungen an. Sie ist Herausgeberin der Wochenzeitung „Das Ostpreußenblatt“, die bereits im 34. Jahrgang in Hamburg, wo auch die Landsmannschaft ihren Sitz hat, erscheint.

Entsprechend ihrer Aufgabenstellung wirken im regionalen Bereich die Landes-, Kreis- und Ortsgruppen, die Frauengruppen und die „Gemeinschaft Junges Ostpreußen“ für die Ziele der Landsmannschaft. Die Heimatkreisgemeinschaften treten alljährlich mit Kreistreffen an die Öffentlichkeit. Für jeden ostpreußischen Heimatkreis besteht ein Patenschaftsverhältnis zu einem entsprechenden westdeutschen Stadt- oder Landkreis. Alle drei Jahre ruft die Landsmannschaft die Ostpreußen zu machtvollen Bundestreffen, die bisher in Bochum, Düsseldorf, Essen und Köln stattfanden und deren politische Aussagen auch in Osteuropa starke Beachtung fanden.

Im Jahre 1978 hat der Freistaat Bayern die Patenschaft für die Landsmannschaft Ostpreußen übernommen.

Neben dem politischen Wiedervereinigungsauftrag kommt die Landsmannschaft ihrer kulturpolitischen Verpflichtung unmittelbar durch kulturelle Veranstaltungen, Herausgabe von Arbeitsbriefen zur Landeskunde und die Förderung des kulturellen Schaffens durch die Vergabe von Kulturpreisen nach. Mittelbar dienen der kulturellen Aufgabe der Landsmannschaft Ostpreußen angelehnte Einrichtungen wie z.B. das „Ostpreußische Jagd- und Landesmuseum“ in Lüneburg, die „Stiftung Ostpreußen“ oder die Tagungs- und Bildungsstätte „Ostheim“ in Bad Pyrmont.

Im Schloß Ellingen in Bayern, in der Nähe von Weißenburg, hat die Landsmannschaft zunächst in der ersten Ausbaustufe ein ostpreußisches Kulturzentrum als zentrale Auffang- und Sammelstelle mit Dokumentation und Archiv errichtet, in dem auch Wechselausstellungen oder Sonderveranstaltungen alljährlich stattfinden.

Die mit der Landsmannschaft eng zusammenarbeitende „Staats- und Wirtschaftspolitische Gesellschaft“ vermittelt durch die Herausgabe von Büchern im Rahmen ihrer „Großen Schriftenreihe“ Kenntnisse über Ostpreußen, seine Geschichte und seine Menschen.

Seit Anfang der fünfziger Jahre bemüht sich die „Bruderhilfe Ostpreußen“ die ärgste Not der noch im polnisch besetzten Landesteil wohnenden Deutschen durch Geschenksendungen zu lindern. Hunderttausende von Paketen wurden auf den Weg zu jenen gebracht, die unter der Mißwirtschaft der Volksrepublik Polen ungleich mehr zu leiden haben als die von Warschau dort angesiedelten Landfremden.

Den hier eintreffenden Aussiedlern, denen die Heimat zur Fremde gemacht wurde, helfen die Kreiskgemeinschaften oder die Orts- und Kreisgruppen in den Aufnahmegemeinden in engem Zusammenwirken mit den regionalen Verbänden des Bundes der Vertriebenen beim Einleben in der Bundesrepublik Deutschland.

In der am 26. April 1980 verabschiedeten „Rechtsverwahrung“ hat die ostpreußische Landesvertretung erneut gegen die faktische Annexion Ostpreußens durch die UdSSR und die Volksrepublik Polen Protest erhoben und die Aufrechterhaltung des Zustandes der Vertreibung als eine grobe Verletzung der Menschenrechte gebrandmarkt. Die Landsmannschaft Ostpreußen hat den Völkern der Sowjetunion und dem polnischen Volk angeboten, gemeinsam nach Wegen zu suchen, die einen den Frieden garantierenden Interessenausgleich gewährleisten. Sie wird aber nie bereit sein, das den Ostpreußen und dem deutschen Volk durch willkürliche Gewalt angetane Unrecht hinzunehmen.

Liebe Leser!

Unser zweimal jährlich erscheinender Heimatrundbrief „Land an der Memel“ wird nur aus Spendengeldern finanziert; er wird ohne eine feste Bezugsgebühr kostenlos ausgeliefert. Um die weitere Herausgabe zu gewährleisten, sind wir auf Ihr „Scherflein“ angewiesen. Bitte denken Sie daran!

Ihren „Obolus“ können Sie nach wie vor auf unser Spendensonderkonto Nr. 31005 bei der Kreissparkasse Lüneburg (BLZ 24050110) oder deren Postscheckkonto Hamburg (BLZ 20010020) Nr. 1735-203 überweisen!

Ihre Schriftleitung
„Land an der Memel“

Da komm ich her

Auf Sehnsuchtsflügeln schwinge ich mich fort,
hin zu dem Land, das nicht aus meinem Herzen
schwindet.

In meinen Träumen bin ich immer dort,
wo sich der Strom durch weite Wiesen windet.

Ich schreite durch die reifen Ährenfelder,
der Kornmuhme unendlich großes Reich.
Ich lausche innig dem Gesang der Wälder,
der Wiegenlied mir war und Trost zugleich.

Dort, wo der Elch sanftäugig um sich schaut
in sträucherreicher, ursprunghafter Flur,
wo Störche immer gern ihr Nest gebaut,
da findet sich auch meiner Kindheit Spur.

Wo lodernde Johannifeuer brannten,
die Sage gläubige Gemüter fand,
wo noch die Menschen ihren Nachbarn
kannten,

da komm ich her — das ist mein Heimatland!

Hannelore Patzelt-Hennig

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann;
Wenn er mit seinesgleichen
Soll treten in ein Band:
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Simon Dach

Liebe Tilsit-Ragniter Landsleute, liebe heimattreuen Freunde der Kreisgemeinschaft!

„Ostpreußen ist das Land, das Preußen den Namen gab. Es ist deshalb eine bare Selbstverständlichkeit, daß wir Ostpreußen uns nach wie vor in erster Linie als Preußen empfinden. Es geht uns nicht um materielle Güter, sondern um geistige Werte. Preußen war nicht reich an Bodenschätzen, sondern es verfügte über die richtige innere Einstellung, um aus der Streusandbüchse des Deutschen Reiches eine Weltmacht zu zimmern.

Preußen wurde groß, weil seine Kurfürsten und Könige, seine Staatsbürger und insbesondere seine Staatsdiener wußten, wor-

auf es ankommt. Die Zutaten zu diesem erfolgreichen Rezept sind auch heute noch die gleichen. Sie heißen: uneigennütziges freiwilliges Dienen zum Wohle des Ganzen, zum Wohle von Volk und Vaterland; Unbestechlichkeit und Sparsamkeit in der öffentlichen Verwaltung; Toleranz und Geistesfreiheit; Mut, Disziplin und Treue; oder — um es mit einem Wort auszudrücken — mehr Sein als Scheinen.”

Unsere Kreiskommunität bekräftigt ganz entschieden diese von unserem Sprecher Dr. Ottfried **Hennig** so markant formulierten Sätze, die er allen Ostpreußen in seinem Neujahrsaufruf in Folge 1/84 des Ostpreußenblattes in Erinnerung gebracht hat und die die wahren Tugenden eines wahrhaften Preußen kennzeichnen. An diesen elementaren Grundprinzipien — geprägt vom preußischen Pflichtbewußtsein — halten auch wir unverändert fest.

In unserer heimat- und kulturpolitischen Zielsetzung hat sich — liebe Landsleute — nichts verändert; unbeirrt setzen wir die uns gestellten Aufgaben trotz mancher sich in den Weg stellenden Hindernisse, die es aber zu überwinden gilt, fort.

So steht zum Beispiel unsere Schwerpunktarbeit in nächster Zeit im Vordergrund. Herausragend hierfür ist die Förderung zur Herstellung des in Vorbereitung befindlichen Bildbandes über die kreisangehörige Stadt Ragnit. Das uns bisher vorliegende, umfangreiche Bildmaterial, welches uns die Ragniter Landsleute in spontaner Weise zur Verfügung stellten, bestärkt uns in der Absicht, daß wir auch hier auf dem richtigen Wege sind. Der Bildband wird für alle Interessenten eine aufschlußreiche und wertvolle Dokumentation sein, und unsere Kreiskommunität wird als Herausgeber hinsichtlich ihrer bisher zahlreich erschienenen Publikationen um einen weiteren Band bereichert. Wie in allem heutzutage, ist die endgültige Finanzierung dieses Bildbandes zwar noch nicht gesichert; gleichwohl sind wir optimistisch genug, zu behaupten, daß nicht nur mancher ehemalige Ragniter, sondern auch viele früheren Kreiseingesessenen aus den Landgemeinden unseres Heimatkreises ihr Scherfflein dazu beitragen werden, die Drucklegung und Herausgabe dieses Werkes durch die Beisteuerung eines angemessenen Spendenopfers zu ermöglichen.

In diesem Zusammenhang danken wir im übrigen all denjenigen Landsleuten in nah und fern für die bisherige Förderung unserer heimatpolitischen Aufgaben. Wer — aus welchen Gründen auch immer — seinen „Obolus“ bislang noch nicht überweisen konnte, wird herzlich gebeten, das bisher Versäumte nachzuholen. Auf unseren gesonderten Spendenaufruf mit der darin enthaltenen genauen Bankverbindung dürfen wir hinweisen.

Daß wir darüber hinaus noch andere Aufgaben erfüllen, wie beispielsweise die Erweiterung unserer ständigen Ausstellung im Plöner Heimatmuseum, der Fortschreibung der Heimatkreisartei oder der weiteren Erhöhung unserer heimatlichen Rundbriefauflage, bedarf nur einer kurzen Erwähnung; in früheren Rundbriefen haben wir immer auch darauf hingewiesen.

Abschließend dürfen wir noch anmerken, daß in diesem Jahr die fünfjährige Legislaturperiode unseres satzungsmäßig gewählten Kreisausschusses abläuft und daß Neu- bzw. Wiederwahlen stattfinden. Hier werden sich zwangsläufig einige personelle Veränderungen ergeben. Die Mitgliederversammlung des gerichtlich eingetragenen Vereins „Kreiskommune Tilsit-Ragnit e.V. in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V.“ wird in absehbarer Zeit von der Geschäftsführung einberufen; die der Mitgliederversammlung (nach der Satzung oberstes Gremium) angehörenden Mitglieder werden zu gegebener Zeit persönlich eingeladen; darüber hinaus erfolgt ein entsprechender Aufruf in unserer Heimatzeitung „Das Ostpreußenblatt“.

Nunmehr, liebe Landsleute und getreuen Freunde unserer Kreiskommune, dürfen wir uns bis zum Erscheinen unserer 35. Jubiläumsausgabe von Ihnen verabschieden, indem wir Ihnen allen ein recht frohes Pfingstfest wünschen, in der Hoffnung, daß Sie uns und dem „Land an der Memel“ auch weiter die Treue halten.

In diesem Sinne grüßen wir Sie alle in heimatlicher Verbundenheit

Ihre Kreiskommune Tilsit-Ragnit

Matthias Hofer
Kreisvertreter

Friedrich Bender
Stellvertreter

Gert-Joachim Jürgens
Geschäftsführer

Johanna Wolff zum Gedächtnis

Am 30.1.1983 jährte sich der 125. Geburtstag unserer Heimatdichterin

Der Gang nach Ragnit

Es war im Anfang der sechziger Jahre zu Tilsit in Ostpreußen, da trat an einem Sommer-Sonntagmorgen, früh, da es noch tauig lag, eine einfache Frau aus einem Häuschen ganz hinten auf der Meerwisch.

Die Frau führte ein Kind an der Hand, ein Mägdelein, rundköpfig war's und kräftig gebaut, es mochte nicht ganz fünf Jahre zählen. Mutter und Kind waren sonntäglich angetan; über beiden lag es seltsam feierlich, als hätten sie einen besonderen Aus-

gang vor. Die Frau war nicht mehr jung; sie hatte volles, dunkles gewelltes Haar und dunkle, bange Augen in einem blassen Gesicht, das vergrämt aussah.

Das Kind an ihrer Hand war helläugig, die blonden Haare, rund um den Kopf geflochten, lagen in zwei festen kleinen Zöpfen dicht im Nacken. Behende schritt es aus und sah die Mutter an mit jener Art Verständigkeit, die einzigen Kindern eigen zu sein pflegt.

Sie gingen schweigsam durch kleine Straßen mit holprigem Pflaster, und die Kinderhand war es, die die Hand der Mutter anzog, wenn da ein Loch vor ihnen war, oder ein Stein, gegen den sie hätte stoßen können. So kamen sie auf die Landstraße, die über die Freiheit hinaus nach dem Städtchen Ragnit führte.

„Komm, Hanneken“, sagte die Mutter und saß nieder an der Ecke des ersten Kornfeldes; sie zog sich Schuhe und Strümpfe aus, das Kind tat's ihr ungeheßen nach.

Die Frau steckte sich den guten Oberrock hoch, und Hanneken war sofort dabei, mit seinem Röcklein das gleiche zu tun. Die Mutter war ihm behilflich und band sich und ihm ein säuberlich gewaschenes und gesteiftes Tüchlein wie eine Haube um den Kopf. Des Kindes Hand griff auch flugs nach dem Bündelchen, in dem nun die Schuhe und Strümpfe steckten, aber die Mutter wehrte ihm. „Wirst noch müde genug werden“, sagte sie, und dann schritten sie wiederum fürbaß. Es war eine gute deutsche Meile, die man zu wandern hatte, bis man nach Ragnit kam.

Die Sonne war hochgestiegen, es fing an heiß zu werden. Der Tau war verschwunden, und blau lachte der Himmel, so weit man sehen konnte. Aber ein frischer Wind ging daher. Hanneken hörte ihn leise knittern in dem gesteiften Tuch an seinen Ohren. In sich versunken tat die Mutter einen Schritt nach dem anderen, und das Kleine fühlte die schweren Gedanken neben sich hergehen und fühlte sie wie eine Last in dem Sonnenschein, der so licht war. Leise machte sie sich los und trabte für sich; es schaute den Lerchen nach, die vor ihm am Feldrain aufwirbelten, es pflückte Schafgarbe und hellblaue Zichorienblüten. Dann wieder rannte es hinter der Mutter her und maß sich an den hohen, frisch gekalkten Meilensteinen, jeden einzelnen umfaßte es und drückte sie der Reihe nach an sich in unbewußter Lust. Und die Sonne zitterte, und der Himmel war hoch und tief. Hanneken fühlte etwas Wohligen in sich, wie es mit den nackten Füßen den glatten, feinen Staub der Landstraße trat. Der war wie Mehl, sanft und weich; zwischen den Zehen quoll er durch und machte kleine Wölkchen, wie Rauch. Ein Gefühl der Macht lag darin, diese Wölkchen stäuben zu lassen, und das Kind nutzte diese Macht aus und stäubte gründlich.

„Hanneken“, rief die Mutter plötzlich, „Jesus, Kind, wie hast du dich zugerichtet.“ Die gekalkten Meilensteine hatten es gut gemeint, der Staub hatte ein übriges getan, dazu der Schweiß, der dem Kind unter dem dichten Kopftuch hervorperlte.

Die Frau hob die erhitze Kleine über den Chausseegraben und nahm ihr das Tuch ab; bei einem blühenden Erbsenfeld saßen sie nieder auf dem roten Thymian, der so schöne Polster machte. Hanneken wurde gesäubert und bekam eine Semmel mit Pflaumenmus gestrichen in die Hand, dazu pflückte es junge Schoten ab von den Ranken, die in den roten Thymian herüberhingen. Auch der Mutter legte es eine Handvoll Schoten hin. Die aber hatte die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen, ihr Kopf war tief gebeugt. Hanneken wußte es schon: Die Mutter weinte wieder. Es stand, die Mussemel in der Hand, und wußte nicht, ob es zubeißen oder mitweinen sollte. Und plötzlich umfaßte die Frau das Kind, drückte sich an den kleinen, weichen Körper und schluchzte so krampfhaft, daß die stoßenden Bewegungen den Leib des Kindes erschütterten. Hanneken konnte dem Ausbruch nicht standhalten, es brach in die Knie, die Schoten fielen ihm aus der Hand und die Mussemel rollte in den Chausseegraben.

Auf einem Häuflein lagen die beiden und weinten in das duftende Thymiankraut. Die Kopftücher hatten sich verschoben, die Sonne brannte, sie aber merkten es nicht. Und abgebrochen erzählte die Frau dem Kinde, daß sie zum Vater gingen, daß er wieder „da“ sei und Arbeit genommen habe in Ragnit, und daß heute Vaters Geburtstag sei.

Und hinter den Worten stand ein großer Menschenkummer, den sagte die Frau nicht, den aber fühlte das Kind.

Es verstand so gut und genau, als hätte die Mutter zu einem Erwachsenen gesprochen; und plötzlich wurde ihm bewußt, daß es diesen halblauten Klagen nicht zum erstenmal zuhörte. Und feiner und klarer als die Mutter selber empfand das Kind das Hoffnungslose der Lage, und daß es nie mehr anders kommen würde. Immer war es dagewesen, jenes Schwere, Unverständliche, aber Hanneken erlebte es erst jetzt. In dem großen Sonnenschein hob sich das Betrübliche und stand wie ein grauer Berg. Wie konnte nur sol viel Licht da sein, so viel Blühen und Vogelsingen, wenn das andere, das Dunkle auch da war? Hanneken meinte nur für eines Raum zu haben in sich. Und ein anderer Eindruck grub sich fast gleichzeitig ein: Das Bewußtsein eines Lebensunterschiedes zwischen den Menschen.

Ein Wagen fuhr daher. In blinkendem Geschirr schnaubten die schönen Pferde vorüber; die trugen bunte Büschel an den Ohren und warfen die Köpfe hoch. Hanneken sah ihnen nach; es stand etwas auf in ihm: Mit der Mutter sitzen in jenem Wagen mit dem

blinkenden Geschirr, hineinfahren in die Sonne, die zitterte, in das Blaue dort fern am Saum!

Das Gefährt verschwand. Hanneken fühlte ein fremdes Emporbäumen in sich. Wünschen und Begehren hatten zum erstenmal bewußterweise sein Herz erfaßt, und ein wehes Verständnis kam ihm, daß nicht alles Sehnen auf der Welt erfüllt sein konnte. Ein Leiterwagen holperte hinterher. „Willst mit?“ fragte der Kutscher. Die Mutter nickte und reichte ihm das Kind hinauf, dann stieg sie nach und setzte sich zufrieden auf das hintere Wagenbrett. So fuhr man bis zum kleinen Gutshof, der dicht vor Ragnit lag. Man war hingekommen, und es kostete nur Handschlag und freundlich Wort. Hanneken aber dachte noch an die schönen Pferde, die vorüberschnaubten und den Kopf so stolz zurückwarfen . . .

An der großen Holzpumpe wurde getrunken, man wusch Gesicht und Hände und Füße; Schuhe und Strümpfe wurden angezogen und die Röcke heruntergelassen, dann ging's hinein in das Städtchen.

Und die Frau hebt das Kind hoch und hält es gegen ein großes Fenster. Hanneken sieht drinnen von einem kleinen Schemel einen Mann aufspringen, der wirft das Haar zurück und die Arme hoch und stürmt heraus. Er packt die Frau und packt das Kind, er schwenkt die Kleine hoch und ruft immer wieder: „Min Hanneken! Min Hanneken!“

Dann sitzen die drei in dem dämmerigen Raum; es ist eine Schusterwerkstätte. Die kleinen Arbeitstische stehen rundum mit den hellen Glaskugeln, in denen buntfarbig die Sonne spielt; wunderliche Geräte liegen umher.

Hanneken löst sich von den beiden, die es zwischen sich halten wollen, und geht wieder für sich und besieht sein Gesicht in den Kugeln und tritt in den Spannriemen und befühlt die gelben Stiele von Hammer und Ahle. Der Mann streichelt die Hände der Frau; dicht an ihrem Ohr spricht er auf sie ein, sein Ton ist demütig und sacht, als hätte er viel gutzumachen.

Sie lehnt den Kopf an seine Schulter; mit den bangen Augen sieht sie zu ihm auf, und der vergräunte Zug aus ihrem Gesicht verliert sich; ein scheues Lächeln kommt ihr, eine Frohheit, daß sie getan hat, wie sie getan.

Sie wußte es ja, sie hat es immer geglaubt: Der Vater ihres Kindes war gut, seelengut. So zart konnte er sein und so zärtlich! Hätte sie sich sonst, schon in späteren Jahren stehend, mit ihm zusammengetan? Mit dem Witwer, der einen flotten, erwachsenen Stiefsohn hatte?

Es wäre auch schön gewesen, mit diesem Manne zu leben, gescheiter war er als andere und galt etwas in seinem Gewerk. Aber, aber — von Zeit zu Zeit kam es über ihn, schnürte ihm die

Brust zusammen wie mit einem Reifen. Dann half alles nichts, er mußte den Reifen sprengen, mußte fort, so weit der Himmel blau war. Weithin übers Land wanderte er, oder in das Getriebe großer Städte.

Niemand wußte von ihm, wie verloren er war, wie gestorben für Weib und Kind. Er war in seiner eigenen Werkstatt Meister gewesen, aber die Kundschaft hatte sich nach und nach verlaufen, alles war auf diese Weise dahingefahren, Meisterschaft und Besitz. Von seinem Handwerk nährte er sich unterwegs, lebte von der Hand in den Mund. An die Seinen, die um ihn sich ängstigten, gedachte er dann nur wie in einem Traumwandeln.

Wenn er nach Hause zurückkehrte, war der gute Anzug, den er mitgenommen hatte, zerschlissen, seine eigenen Stiefel durchlöchert, die Hemden aus dem Ränzel verschwunden oder in Fetzen. Aber ein seltsames Leuchten brachte er mit in den Augen, und für eine Weile war Ruhe und Stetigkeit über ihm, und er arbeitete für zweie.

Dann versammelten sich um ihn die Nachbarn; bis tief in die Nächte hinein saßen sie mit ihm und hörten ihm zu. Der konnte erzählen! Die Worte fielen ihm leicht von den Lippen, wenn er vortrug von der Welt, von dem Leben und dem Reichtum der großen Städte. Bis Berlin war er gekommen! Man schauerte vor Aufregung. Es war etwas Außerordentliches mit diesem Mann, etwas Geheimnisvolles, man hatte eine scheue Achtung vor seiner Art, die irgendwie berechtigt sein mußte.

So dachte auch die Frau, deren Hände er streichelte. Am besten war's, ihm gut zu sein, ihn zu nehmen, wie er einmal war. Zank und Streit änderten nichts an ihm, die bangen dunklen Augen aber und das Kind hatten Macht. Und Hanneken kam wieder und streckte seinen festen, runden Kopf zwischen die beiden, und sah den Vater an mit fast scheuem, forschendem Kinderblick. Der Mann sprang auf und schlug sich vor die Stirn. Aus dem kleinen Spind holte er etwas heraus, das war sorgfältig eingewickelt. Kleine Stiefel waren es, grau mit blauer Seide gesteppt, mit blauen Schnürsenkeln und blauen Seidentroddeln, wie man sie damals zu tragen pflegte.

Er hatte sie selber bringen wollen, er hatte nicht, wie sonst, mit leeren Händen auftauchen wollen, den fragenden Augen seines Kindes gegenüber. Nun hatten ihn die beiden überrascht. Hanneken wurde auf den Schemel gesetzt und bekam die Stiefelchen an, die alten schäbigen Schuhe flogen in den Winkel.

Das war schön! Was war das für ein herrlicher Vater, der so etwas machen konnte! Dem mußte man doch zulachen. Und wie das paßte. Nichts drückte. Die Zehen wurden befühlt; sie konnten sich strecken; in den alten mußten sie sich schon ein wenig zusammenkrümmen.

Hanneken trat auf und ging. Das war am Ende noch schöner, als mit nackten Füßen durch den glatten Chausseestaub zu wandern! Immer wieder hob das Kind sein Röckchen auf und besah seine Füße, und die blauen Seidentroddeln leuchteten. Ach, die blauen Troddeln! Dieser kleine, wundervolle Überfluß; ein Glänzen ging davon aus, das eine lange, dunkle und verlassene Jugend erhellen mußte.

*

Johanna Wolff hat einmal gesagt: „Mensch sein, das ist etwas!“ Dieser Satz kann als Leitmotiv für ihr Leben gewertet werden. Einem Leben, das Höhen und Tiefen, Armut und Wohlergehen kannte, die Dichterin aber nie davon abbrachte, Mensch zu sein. In ihrer Lyrik zeigt sich das deutlich. Schon mit dem nachstehenden Gedicht, das Gedanken spiegelt, wie sie so oder ähnlich jeden von uns dann und wann bewegen, ist sie uns menschlich erstaunlich nah.

Wissen möchte' ich

Wissen möchte' ich, wie nächstes Jahr meine Rosen blühn,
wissen möchte' ich, ob nächstes Jahr neue Sterne glühn
und ob mein Herz in Freude schlägt
oder mit Schmerzen sich trägt. —
Und ob meines liebsten Menschen Lieben
gewandelt oder sich gleich geblieben.
Wissen möchte' ich dies und das —
vielleicht wächst auf meinem Hügel das Gras.

Wissen möchte' ich, ob nächstes Jahr ein Glück mich bedacht,
wissen möchte' ich, ob nächstes Jahr mir ein Wunder lacht,
oder ob in weit-weiter Welt
Wünschen und Hoffen zerschellt —
und ob meiner Seele brennendes Suchen
sich in Gebete löst oder Fluchen.
Wissen möchte' ich dies und das —
vielleicht wächst auf meinem Hügel das Gras.

Das Gedicht ist recht charakteristisch für Wesen und Wirken von Johanna Wolff. Die schlichten Fragen, die vieles umfassen, was für das Dasein wesentlich ist, zeigen, daß Konkretes wie nicht Sichtbares für die Dichterin in gleichem Maße Gewicht hatte. Beidem hat sie sich in ihrem Leben wie in ihrem Werk stets mit Entschlossenheit und festem Griff zugewandt. Und niemals verschloß sie dabei die Augen vor dem Ende der irdischen Tage. Auch in diesem erwartungsfrohen Gedicht tat sie es nicht.

Ein großer Teil ihrer Lyrik ist ewigkeitsbezogen, auf das Ende des Lebens ausgerichtet. Aber immer geschieht das ohne Ban-

gen und Zagen, so als hätte Johanna Wolff in ihrem Erden-
dasein jenes Ziel stets als eine Art Krönung vor Augen gehabt,
auf die alles zulief. Himmelwärts gerichtet war ihr Blick. Und
sehr himmelsnah hat sie sich auch zur letzten Ruhe betten las-
sen. Weit oberhalb von Locarno, ihrem letzten Wohnsitz, auf ei-
nem beinahe winzig zu nennenden Bergfriedhof in Mergoscia,
sehr hoch oben in den Tessiner Alpen ruht Hanneken, die Hand-
werkertochter aus Tilsit, das spätere Waisenkind, das in reiferen
Jahren als Dichterin Ehrenbürgerin ihrer Geburtsstadt wurde.
Dort, wo die Berggiganten schon an das Firmament zu stoßen
scheinen, majestätisch und gewaltig, wo der Blick für ein wun-
derbares Panorama frei ist und eine so erhabene Stille herrscht,
daß man meint, an der Schwelle zur Ewigkeit zu stehen und in
die Unendlichkeit hineinzulauschen, hatte sie sich gewünscht,
begraben zu sein. Es ist zu vermuten, daß das nun folgende Ge-
dicht diesen Bereich zum Hintergrund hat.

Über den hohen Bergen,
über Erdental und Gipfelhöhn,
liegen offen sieben Himmelreiche
wundersam und schön.
Über den hohen Bergen,
mitten in der Urgestirne Glanz,
wohnt der liebe Gott ganz mit sich selber
ohne Heiligen-Kranz.
Über den hohen Bergen,
über Erdental und Gipfelhöhn,
wandert eine arme Menschenseele,
Ihn zu sehn . . .

Doch zu meinen, Johanna Wolffs vielfach auf das Ende des Er-
dendaseins gerichtetes Schauen hätte ihre Augen für das dies-
seitige Leben getrübt oder sie nur ungenau hinsehen lassen,
wäre töricht. Ein reizendes Beispiel für ihre absolute Lebens-
nähe soll hier wiedergegeben werden.

Pitsch patsch

Das Lenchen und das Lieschen
die machten einen Tanz,
das Lenchen trug ein Hütchen,
das Lieschen einen Kranz.

Das Lenchen riß dem Lieschen
sein Kränzelein entzwei,
das Lieschen stapft aufs Hütchen,
da war der Spaß vorbei.

Das Kränzchen und das Hütchen
nahm Spitz, der Hund, ei, ei!
Das Ende von dem Liedchen:
Pitsch — patsch — für alle drei.



Auch das folgende, so heiter und schwerelos wirkende und dennoch so vielsagende Gedicht spricht dafür:

Silberfädchen

Knüpf ein helles Silberfädchen,
liebster Schatz, von dir zu mir,
auf dem Fädchen will ich steigen,
liebster Schatz, von mir zu dir.
Mit dem Päcklein meiner Sorgen
jeden Abend, jeden Morgen,
liebster Schatz, zu dir!

Auf dem Fädchen tanzt die Freude,
liebster Schatz, von dir zu mir,
auf dem Fädchen schleicht der Kummer,
liebster Schatz, von mir zu dir.
Kommen wir uns nur entgegen
auf dem Fädchen allerwegen,
alles tragen wir.

Sollt das Fädchen einmal reißen,
weil wir es zu straff gespannt,
eilends knüpfen wir es wieder,
unsre Liebe ist das Band.
Und der letzte der Gedanken
soll auf diesem Fädchen schwanken,
liebster Schatz, von mir zu dir,
liebster Schatz, zu dir!

Ebenfalls äußerst lebensnah sind auch die mahnenden Verse des nächsten Gedichts. Außerdem kann man ihnen in unserer sensationsschwülstigen Zeit wohl besondere Gültigkeit zusprechen.

Das kleine Glück

Wir weinen, wenn das Glück gegangen,
wir recken unsre Hände aus
und hielten's doch nicht eingefangen —
wie fremd schlief es bei uns im Haus.

So mancher holde Gottessegen,
der still auf unsrem Weg gelacht,
wir kamen ihm zerstreut entgegen,
wir haben ihn gering geacht.

Nur wenn wir dann enttäuscht geblieben,
in einem großen Einsamsein —
was ungepflegt wir fortgetrieben,
wir fingen gern es wieder ein.

Das kleine Glück, halt's warm am Herzen
und lass es nicht zur Tür hinaus,
es stiehlt sich fort — du merkst mit Schmerzen,
es schlief wie fremd bei dir im Haus.

Als völlig gegenwartsbezogen, so als sei es für das Heutige geschaffen, mutete das hier wiedergegebene Gedicht an:

Zuweilen

Zuweilen sollte man auch über die Mauern sehn,
über andrer Leute Zäune und Hecken,
man könnte da Wunderliches entdecken;
wahrlich, die Mühe würde sich lohnen,
weil drüben auch noch Leute wohnen,
die das lebendige Leben tragen
in Herzen, die in gleichen Pulsen schlagen.
Kurzzeitig wandern wir unsern Gang,
immer nur unsre vier Wände entlang,
ans Enge gefesselt, in Eignes verstrickt.

Und es sind doch nur ein paar dünne Wände
hinter denen ein Mensch erliegt, erstickt.
Wir merken es nicht, regen nicht unsre Hände,
ihm beizuspringen in seiner Not —
vielleicht tät's ein Apfel, ein Stückchen Brot,
vielleicht könnt' er vom Scherflein zehren
und der großen düsteren Verzweiflung wehren,
die den Einsamen überfällt,
weil so kalt, so lieblos die hastende Welt.

Ach, viel der Schmerzen, wenig nur der Liebe!
Und wenn da nur ein kleines Lächeln bliebe,
vom Freudlein, von dem Trost, den du zu geben;
und wär's ein Blick, ein Druck der Hand, ein Wort,
es gäbe Schutz, es wäre Segenshort
und rettet vom Vergehn ein Menschenleben.

Johanna Wolff, unser Hanneken, die Dichterin aus Tilsit — sie lebte vom 30.1.1858 bis 5.5.1943 —, hat im Laufe ihres Lebens viel für andere Menschen getan.

Sicher ehren wir sie damit, wenn auch wir uns nach ihrem Leitmotiv richten und sagen: Mensch sein, das ist etwas!

Hannelore Patzelt-Hennig



Ernte mit Pferdegezage vom Selbstbinder

Noch ist Ostpreußen nicht verloren . . . !

Sie wissen, welches Volk treu an dieser, auf sein Land bezogenen Parole festgehalten hat, unbeirrbar, durch Jahrhunderte hindurch, und letztlich mit Erfolg! Jedermann hat dieser Haltung Achtung bezeugt, sie bewundert, niemand an Revanchismus oder Imperialismus gedacht . . .

Sollten wir Ostpreußen unsere Heimat weniger lieben, geringeren Schmerz darüber empfinden, daß man uns mit allen unseren Wurzeln aus der Heimaterde gerissen hat?

Ist es nicht unsere Pflicht, das zu pflegen und zu bewahren, was uns ohnehin niemand streitig machen kann und wird: Die Geschichte des Deutschen Ostens!

Was können, was sollen wir tun, die sogenannte Erlebnisgeneration? Sehen wir doch einmal ganz genau in geretteten Dokumenten und Briefen, in Berichten und im eigenen Kopf nach, was jeder Einzelne aus der Heimat noch über die Heimat weiß und an die nächste, die Bekenntnisgeneration weitergeben kann!

Es ist mehr, als jeder Einzelne von uns ermassen kann: Es können Stück für Stück Schätze von unermeßlichem Wert zusammenkommen, wenn jeder das Seine dazu gibt:

Der Eine vielleicht ein Testament aus alter Zeit, eine Eintragung aus der alten Familienbibel, einen Brief mit Berichten über Arbeit, Bodenverbesserung oder Züchterfolge, der Andere eine Landschaftsschilderung, der Dritte kann von Hausrat und Brauchtum erzählen, die ostpreußische Mundart interessiert den Nächsten, Familienzusammenhänge wieder einen Anderen, und Einer mag heimatliche Erzählungen sammeln — Archive wie das Ordensschloß Ellingen, die Bücherei des Deutschen Ostens in Herne oder die Handbüchereien der Kreisgemeinschaften sind aufnahmebereit, aber auch die Nachkommen der letzten noch in Ostpreußen geborenen Deutschen sind wißbegierige Leser und Hörer dieser Überlieferungen.

Machen wir uns ans Werk, solange noch echt ostpreußisches Blut in unseren Adern fließt, denn nur dann ist Ostpreußen noch nicht verloren!

Wendelin v. Sperber-Sommerau
z.Z. Schleswig

Aus der Schul- und Ortschronik der Schule Groß-Perbangen

(Fortsetzung aus Nr. 32)

Die Tilsiter Allgemeine Zeitung schrieb am 10. November, daß jede Verbindung mit Berlin unterbrochen sei. Dann kam die Nachricht von der **Abdankung und Flucht des Kaisers** und des Kronprinzen.

Einen **Wendepunkt** in der Geschichte des Volksschulwesens bildete die unter dem 27. November 1918 vom Kultusminister Hoffmann verfügte **Aufhebung der geistlichen Ortsschulaufsicht** und ihre Übernahme durch die Kreisschulinspektoren. Dadurch war ein langersehnter Wunsch der Lehrerschaft in Erfüllung gegangen.

Weihnachten 1918 wurde noch kein Fest des Friedens. Die Revolution hatte den Frieden verscheucht. Wohl waren in einigen Familien die Väter und Söhne **heimgekehrt**, aber alle dachten voller Sorgen an die Friedensverhandlungen.

Im Sommer 1919 konnte die Arbeit in der Schule ohne nennenswerte Störungen durchgeführt werden. Infolge eines einstimmig gefaßten Beschlusses der Kreislehrerkonferenz fand eine offizielle Beteiligung der Schule an der **Kirchen- und Schulvisitation** zum 1. Male nicht statt. Denjenigen Schülern, die an dieser kirchlichen Veranstaltung teilnehmen wollten, wurde auf Antrag

Urlaub gewährt. Die übrigen Schüler besuchten an diesem Tage den Schulunterricht. In den folgenden Jahren wurde die Kirchen- und Schulvisitation nicht mehr erwähnt.

Während der Herbstferien 1919 wurden auf Verordnung des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Bilder Kaiser Wilhelm II. und der Kaiserin Auguste Viktoria aus den Klassen entfernt. Neue Gedenk- und Feiertage lösten die alten ab. Am 29. August 1920 fand im Gedenken an die Schlacht bei Tannenberg in vielen Orten der **Tannenberglauf** statt. Es war dies ein Eilmarsch über 4000 m und wurde als Wettkampf für die Jugend ausgetragen. In Kraupischken versammelten sich die Teilnehmer, unter ihnen sieben Knaben aus Perbangen, und in vier Runden ging es um den Marktplatz. Alle Teilnehmer erhielten eine Ehrenurkunde.

Von 1922 an fand am 11. August die **Verfassungsfeier** statt. Da dieser Tag häufig in die Sommerferien fiel, wurde die Feier auf den ersten Schultag nach den Ferien verschoben. Das Klassenzimmer wurde dafür mit Tannen, Eichenlaub und Blumen geschmückt. Vom Sommer 1927 an konnte die Schule an politischen Feiertagen die schwarz-rot-goldene Reichsfahne hissen, die ihr vom Landratsamt geschenkwise geliefert worden war. Nach Gedichtvorträgen und Gesang von vaterländischen Liedern wurden die Schüler auf die Entstehung und hohe Bedeutung der Verfassung für das deutsche Volk hingewiesen und zu Liebe und Treue dem Staate gegenüber ermahnt. Nach dem gemeinsamen Singen des Deutschlandliedes war die Feier beendet. Die Schüler verbrachten dann noch einige Zeit mit sportlicher Betätigung auf dem Schulhof, galt es doch für die neu ins Leben gerufene **Reichsjugendwettkämpfe** zu üben.

Diese wurden von 1927 an jährlich auf dem Sportplatz von Kraupischken ausgetragen. Von den 10 bis 12 Teilnehmern aus Perbangen konnten jeweils zwei bis drei eine Siegerurkunde erringen. Im ersten Jahr der Wettkämpfe gehörten Otto Kassautzki und Franz Meschkat zu den Siegern.

Die am 26. Mai 1925 erfolgte **Wahl Hindenburgs** zum Präsidenten des Deutschen Reiches gab der Behörde Veranlassung, für den 12. Mai eine Schulfeier anzuordnen. Allen Schülern sollte die Bedeutung dieses Nationalhelden ins Gedächtnis gerufen werden.

Ferner wurden in Feierstunden gedacht: der 1000jährigen Zugehörigkeit der Rheinlande zum Deutschen Reich; des hundersten Todestages Johann Heinrich Pestalozzis; des hundersten Todestages Ludwig van Beethovens; des 80. Geburtstages des Reichspräsidenten von Hindenburg; des 400jährigen Todestages Albrecht Dürers.

Am 4. September 1929 fand sogar eine Schulfeier anlässlich der glücklichen Rückkehr des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ von seiner Weltfahrt statt.

Die allen Dorfbewohnern vertrauten und liebgewonnenen Weihnachtsfeiern wurden nach dem Krieg wieder besonders festlich begangen. Oft bauten die Schüler dafür aus ihren Bänken eine kleine Bühne auf und übten freudig kleine Theaterstücke ein, z.B. „Frau Holle“ oder „Hänsel und Gretel bei Frau Holle“.

Die großen **Schulfeste** kurz vor den Sommerferien feierten wieder, wie vor dem Krieg, fast alle Schulen des Kirchspiels gemeinsam. Entweder traf man sich auf einer Festwiese am Maruhner Wäldchen, im Gutswald von Meldienen, in Raudonatschen, oder es wurden Kleinbahn- und Dampferfahrten organisiert nach Obereisseln oder zur „Daubas“.

Außer diesem Festausflug sollten gemäß Anordnung des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung von 1920 während der Sommermonate regelmäßige Schulspaziergänge und größere Ausflüge in die Umgebung gemacht und unterrichtlich ausgewertet werden. Auch sollten sie zugleich der körperlichen Ertüchtigung dienen.

Wie begeistert die Schulkinder von ihren Ausflügen waren, ersieht man aus der Chronik. Darin heißt es wörtlich im Sommer 1926:

„An Stelle des üblichen Schulfestes wurde am 14. Juli, dem Tage vor den Sommerferien, ein Ausflug nach der Perle unseres Heimatkreises, dem schönen Ober-Eisseln unternommen. Bei schönstem Sommerwetter fuhren wir mit zwei geschmückten Leiterwagen um 7 Uhr morgens hier ab, um nach etwa zweistündiger Fahrt unser Ziel zu erreichen. Was gab es da alles zu sehen und zu bestaunen! Wie glänzten die Augen vor Freude über die mannigfachen neuen Eindrücke, die sich den kleinen Besuchern dort darboten. Der breite, schöne Fluß, von Dampfern und Segelschiffen belebt, das Memeltal mit seinen saftigen grünen Wiesen, die ansteigenden Höhen mit ihren Wäldern und Schluchten, der wunderbare Rundblick vom Bismarckturm, der Gang durch die angrenzende Heide, der Besuch der Jugendherberge — alles prächtig geeignet, den geistigen Horizont, der an Vorstellungen so armen Landkinder, zu erweitern. Und zum Schluß nur eine Stimme ‚Heute war es viel schöner als sonst auf einem Schulfeste‘.

Perkuhn, Lehrer“

Die **Kreislehrertagungen** wurden auch weiterhin durchweg in Ragnit abgehalten. 1920 hieß das Thema: „Welche neuen Aufgaben hat der Weltkrieg dem erdkundlichen Unterricht in wirtschaftlicher und völkischer Beziehung gestellt?“ Laut Erlaß des Präsidenten des Staatsministeriums vom 12. Mai 1920 führt der

Kreisschulinspektor fortan die Amtsbezeichnung Kreisschulrat. 1921 fand auf einer Kreislehrerversammlung in Ragnit die Vereidigung der Lehrpersonen auf die neue Verfassung durch den Herrn Kreisschulrat statt.

Eine grundlegende Änderung erfuhr der Unterrichtsbetrieb durch die behördlicherseits verfügte **Einführung der Grundschule**. Danach werden die ersten vier Schuljahre nach einem von einem Lehrplanausschuß erarbeiteten Grundschullehrplan unterrichtet.

Nach einer vom 17. November 1921 von der Regierung erlassenen Verfügung wurde das „**Hütewesen**“ aufgehoben, das bedeutet, daß in Zukunft keine schulpflichtigen Kinder mehr als billige Arbeitskräfte zum Viehhüten beurlaubt werden durften. Diese Verfügung löste in den bäuerlichen Kreisen viel Unzufriedenheit aus.

Um die **Arbeitslosigkeit der Junglehrer** zu bekämpfen, hatte der Provinziallehrerverein beschlossen, stellenlose Junglehrer bei älteren Kollegen als Helfer unentgeltlich unterzubringen. So durfte der Sohn Walter des Lehrers Perkuhn, der im März 1924 die Seminarentlassungsprüfung in Ragnit bestanden hatte, in der Klasse seines Vaters hospitieren und zehn Unterrichtsstunden wöchentlich erteilen.

Am 1. Mai 1926 wurde die Schule von Herrn **Regierungs- und Schulrat** Heinrich (Gumbinnen) im Beisein des Herrn Schulrats Graf einer Besichtigung unterzogen. Die Prüfung erstreckte sich in der Hauptsache auf Religion, Deutsch und Gesang. Seit 1912 war kein hoher Schulaufsichtsbeamter mehr in Perbangen gewesen.

1926 wurde die **Schulordnung für die Elementarschulen** der Provinz Preußen vom **11. Dezember 1845** geändert.

Bis dahin konnte der 14 Jahre alt gewordene Schüler die Schule ohne weiteres verlassen, ja, es galt sogar als entwürdigend, nach der Konfirmation noch weiter zur Schule zu gehen. Nun wurde der achtjährige Schulbesuch zur Pflicht, und die Entlassungen fanden nur noch am Schluß des Schuljahres, also vor den Osterferien, statt.

1929 wurden die **Sommerferien** endlich, den Wünschen der Kreislehrerschaft entsprechend, mit den Ferien der höheren Schulen gleichgelegt. Nur in einzelnen Schulen des Kreises, z.B. Krauleidszen und Raudonatschen, waren sie infolge Einspruchs aus landwirtschaftlichen Kreisen auf 14 Tage später verlegt.

An dem alten **Schulgebäude** mußten häufig Reparaturen ausgeführt werden. Im Sommer 1919 wurde für 643 Mark ein Staketenzaun um den Gemüsegarten gezogen und ein neues Hoftor eingebaut. Ein Reck und ein Barren für die Turnstunden kosteten 60 Mark. Die Instandsetzung des Hühnerstalles 42 Mark, die An-

schaffung eines Ausgusses für die Küche und Pflasterung eines Rinnsteines zur Ableitung des Spülwassers kosteten 110 Mark. Im Juni 1923 wurden die Gebäude einer baupolizeilichen Besichtigung unterzogen und hierbei eine Reihe Mängel festgestellt, zu deren Beseitigung der Schulvorstand von der Behörde angehalten wurde. So erhielt das Klassenzimmer endlich einen neuen Anstrich und im Neubau der Lehrerwohnung wurden die vom Schwamm zerstörten Dielen ausgebessert und die Decke im Schlafzimmer gestrichen.

Im September 1925 waren die dringend notwendigen Instandsetzungsarbeiten der Lehrerwohnung so zahlreich, daß die Zimmer für diesen Zweck ausgeräumt werden mußten, und die Familie solange in den Klassenraum zog. Der Unterricht mußte dabei für eine Woche ausfallen.

Im Sommer 1926 wurde das Dach durch Einsetzen von 800 neuen Dachziegeln repariert.

Im März 1928 wurde durch eine Kohlenstaubexplosion beim Heizen der Schulofen zerstört, er mußte abgebrochen und neu gesetzt werden. Die Arbeiten wurden durch den Töpfermeister Poek aus Kraupischken für 208 Mark ausgeführt, nur 95 Mark zahlte die Feuerversicherung dazu, denn die Schule war unterversichert. Fünf Tage mußte der Unterricht ausfallen. Während der Herbstferien erhielt das Klassenzimmer den neuen Anstrich. Leider wurde mit der Arbeit so spät begonnen, daß die Ferien um zwei Tage verlängert werden mußten.

Rosemarie Neufang

(Fortsetzung und Schluß in Nr. 35)

Sommerferien auf dem Land im Jahre 1895

Es klopfte. Lydchen und Martha (meine Mutter und ihre ältere Schwester, damals 12 und 13 Jahre alt) warfen sich einen erwartungsvollen Blick zu: „Ob er es wirklich ist?“ Dann hörten sie ein herzhaftes Lachen und sprangen zur Tür. Das konnte nur der Ballupöner Onkel sein. An seinem Lachen hatten sie ihn erkannt. Da trat er auch schon ein. Er war der jüngste Bruder ihres Vaters, groß, schlank, mit einem langen Vollbart. Seine blauen Augen blitzten unternehmungslustig.

„Onkel Gustav, kommst du uns abholen?“ rief die muntere Martha. „Aber natierlich, meine Trautsterchen. Habt ihr denn schon eure Pacheidels gepackt?“

„Unsere Reisetaschen stehn schon seit drei Tagen gepackt, als die Ferien anfangen“, sagte das sonst so stille Lydchen eifrig. „So ist's recht“, erwiderte der Onkel schmunzelnd. „Ich hab' noch paar Stunden auf dem Gericht zu tun, und denn kann's los-

jehn. Ich wollt' euch bloß Bescheid sagen, damit es euch nicht so jeht wie vorchtes Jahr!" Die Mädchen lachten: „Nein, nein, das passiert uns nie wieder.“ „Na“, meinte Onkel Gustav und drohte mit dem Finger, „einer kann ja nie wissen.“

Die Mädchen konnten es bis heute nicht begreifen, wie das möglich gewesen war. Der Onkel stand mit seinem Fuhrwerk vor der Tür, um sie abzuholen. Denn die Sommerferien durften sie immer bei Verwandten auf dem Land verleben. Die beiden Schwestern schliefen gerade Mittagsstunde. Es war ein heißer Tag. Sie hatten sich oben in ihrem Zimmer eingeschlossen und schliefen so fest, daß weder klopfen noch rütteln an der Tür sie aufwecken konnten. Das war ein trauriges Erwachen und ein großer Kummer gewesen!

Allerdings kam der Ballupöner Onkel fast jeden Monat nach Tilsit und blieb manchmal sogar vierzehn Tage hier. Denn er war „Geschworener“ und mußte vor der Urteilssprechung beim Gericht, wenn's um Leben und Tod ging, mit anderen Geschworenen gemeinsam die Entscheidung treffen. Das war für ihn eine schwere, verantwortungsvolle Aufgabe.

Doch nun wollen wir ihn und die beiden Mädchen auf ihrer Ferienfahrt nach Ballupönen begleiten. Sie waren mehrere Stunden unterwegs, und da ich später als Dorfschullehrerin im Landkreis Tilsit-Ragnit einige Zeit gelebt habe, ist mir diese Landschaft, die Heimat meiner Vorfahren, sehr vertraut. Wir älteren Menschen können es uns lebhaft vorstellen, wie abwechslungsreich eine solche Wagenfahrt durch das weite sommerliche Land gewesen sein muß. Man erlebt dabei die Landschaft ja viel unmittelbarer als im dahinsausenden Auto oder in der Eisenbahn.

Der Sommer mit seiner unendlichen Ruhe lag leuchtend über den reifen, golden glänzenden Roggenfeldern, die mit rötlich schimmernden Weizenfeldern abwechselten. Ein Duft von frischem Brot wehte zu den Mädchen herüber und vermischte sich mit dem wohlbekannten, herben Geruch der beiden braunen Fuchse, die munter vor ihnen hertrabten. Die Mädchen freuten sich auch über den knallroten Klatschmohn, die tiefblauen Kornblumen, die die Lieblingsblumen der Königin Luise waren, und über die weißen Maßliebchen am Feldrain.

Weiter führte sie der Weg durch weites grünes Wiesenland, auf dem schwarz-bunte Kühe in der flimmernden Hitze lagerten oder ruhig grasten. Nur das leichte Knarren der Wagenräder auf den etwas stukerigen Landwegen, das vertraute Schnaufen der Pferde und das leise Klatschen der Leine auf den glatten Pferde Rücken waren die einzigen Geräusche in dieser großen Stille.

Endlich bog das Gefährt auf den Hof ein. Tante Minna stand schon wartend in der Haustür und schloß die Mädchen zärtlich

in die Arme: „Meine Goldchen, meine Holderchen, seid ihr endlich da!“ rief sie immer wieder beglückt. „Ich greif gleich ein Huhn für morjen Mittach, und jetzt kommt in de Küch’. Nu wird Waffeln jebacken. Der Teich is all fertich!“ Martha und Lydchen folgten ihr noch ganz benommen von dem überaus herzlichen Empfang in die sogenannte „schwarze Küch’“. In der Mitte stand der große schwarze Herd, über dem sich ein riesiger Schornstein auftrat, wie in Witwe Boltes Küche bei „Max und Moritz“ von Wilhelm Busch. Dort schwenkte nun das Tantchen vor den bewundernden Augen der Stadtkinder mit viel Geschick das Waffeleisen über dem offenen Herdfeuer. Es mußte ganz schnell gedreht und gewendet werden, ohne daß die Waffeln herauspurzelten.

Dieser Herd hatte für die Mädchen eine magische Anziehungskraft. Immer wieder schauten sie dem Tantchen beim Kochen zu. Am lustigsten war es, wenn die Speckspiegel in der großen Pfanne brutzelten und es draußen regnete. Dann konnte es geschehen, daß ein paar versprengte Regentropfen durch den Schornstein direkt in die Pfanne sprangen, so daß das heiße Fett empört aufzischte. Jedesmal schrien dann die beiden Schwestern, halb erschreckt, halb entzückt laut auf. Es war ein aufregendes Spiel.

Doch wir dürfen das Kaffeetrinken nicht vergessen, sonst werden die röschen (knusprigen) Schmandwaffeln weich. Die Familie begab sich in das gemütliche Wohnzimmer. Die Mädchen mußten sich auf das breite Biedermeiersofa setzen, dessen große Rollen (Armlehnen) man auf beiden Seiten herausnehmen konnte.

Nun kam auch die Tochter Emmchen herein. Sie hatte die blitzenden blauen Augen ihres Vaters und immer rote Backen. Als erster im Dorf hatte Onkelchen eine Harkmaschine angeschafft, und das resolute Emmchen durfte damit stolz das Heu harken. Die beiden Söhne Gustav und Max halfen in der Ernte. „Die kriegen ihre Waffeln draußen beim Vespertragen“, sagte Tantchen. Nun ging’s ans Kaffeetrinken und Erzählen. „Ach, diese Schmandwaffeln. Sie zergingen einem nur so auf der Zunge“, sagten die beiden Mädchen zu Hause. Abends schliefen sie dann im großen Himmelbett mit den handgewebten Gardinen. Und am nächsten Morgen war bereits im selben Zimmer der Frühstückstisch für sie gedeckt, denn die Familie stand mit den Hühnern auf und war schon lange bei der Arbeit.

Jeder Tag brachte den Mädchen neue Erlebnisse. „Heut’ nachmittach jibt Streuselkuchen“, sagte Tantchen verheißungsvoll. „Kuckt mal, ich schieb’ ihn grad ein.“ Im großen Backofen verschwanden mehrere Platten. „Aber, Tantchen, da is ja gar keine Ofentür!“ riefen die Mädchen. „Nei, Kinderchen, euer Onkel-

chen verißt doch immer e neue Tür zu kaufen, wenn er in Tilsit is, und deswegen muß ich den Backofen jedesmal zumauern, wenn ich back', und denn wieder aufbrechen." Sie holte Ziegelsteine herbei und vermauerte den Ofen vor den staunenden Mädchen.

„Und nun könnt ihr in den Obstgarten jehn und essen, was ihr wollt. Die Stachelbeeren, Kirschen und Johannisbeeren — alles is reif." Das ließen sich die Stadtkinder nicht zweimal sagen. Wenn sie sich satt gegessen hatten, setzten sie sich an den Gartentisch und legten lustige Muster mit den farbenfrohen Beeren. Daran erinnerte Lydchen sich noch mit besonderem Vergnügen. Nachmittags durften sie mit dem Leiterwagen aufs Feld hinaus oder halfen „Vesper" tragen. Dann brachten sie den fleißigen Ernteleuten Brote und heißen Kaffee zur Erfrischung.

Sie durften auch auf dem Scheunenboden Heu trampeln, damit es nicht zu hoch und luftig da lag, sondern zusammenfiel und die nächste Ladung Platz hatte. Besonders abwechslungsreich fanden sie einen Gang durch die Ställe. Die Pferde und Kühe blieben im Sommer ja immer draußen auf der Weide. Aber Schweine, Hühner, Puten, Gänse- und Enten wurden abends zum Schlafen in die Ställe gebracht. Nach acht Tagen wurden unsere Sommergäste zu den nächsten Verwandten, Ede und Adeline Lipke, nach Kraupischken gefahren.

Ursula Meyer-Semlies*

Unsere heimatpolitische Aussage

Tatsachen über Ostpreußen

1. Ostpreußen, seit Jahrhunderten deutsches Land, ist ein Teil Deutschlands. Mit seiner Hauptstadt Königsberg, der Krönungsstadt der preußischen Könige und Geburtsstadt und Wirkungsstätte des größten deutschen Philosophen, Immanuel Kant, wie auch als Heimat zahlreicher anderer herausragender Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens ist es mit der deutschen Geschichte und Deutschlands kultureller Entwicklung untrennbar verbunden.

2. Das ohne deutsche Beteiligung zwischen den Regierungen Großbritanniens, der USA und der Sowjetunion zustandegekommene Potsdamer Protokoll vom August 1945 hat Ostpreußen, ebenso „wie die anderen deutschen Ostgebiete", lediglich der einstweiligen Verwaltung der Sowjetunion und Polens unterstellt. Seine Zugehörigkeit zu Deutschland erfuhr hierdurch keine Änderung.

* entnommen aus „In den Memelwiesen"
(vgl. auch Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt)

3. Die im August 1941 von dem damaligen Präsidenten der USA, Roosevelt, und dem damaligen Premierminister Churchill unterzeichnete Atlantik-Charta macht zur ausdrücklichen Voraussetzung von Gebietsveränderungen, daß sie mit dem frei zum Ausdruck gebrachten Willen der betreffenden Völker übereinstimmen. Die Regierungen der Sowjetunion und Polens haben den Grundsätzen dieser Erklärung in einer Entschliebung vom September 1941 vorbehaltlos zugestimmt. Sie haben damit das in der Völkerrechtsordnung fest verankerte Annexionsverbot als auch für ihre Länder verbindlich anerkannt.

4. Die von der Sowjetunion und Polen immer wieder vorgebrachte These, die ihnen jeweils zur Verwaltung zugewiesenen Teile Ostpreußens seien damit Bestandteile ihres Territoriums geworden, widerspricht hiernach nicht nur dem klaren Sinn und Wortlaut des Potsdamer Abkommens, sondern steht ebenso auch in eindeutigen Widerspruch zum Völkerrecht. Sie entbehrt mithin jeder Rechtsgrundlage. Daran haben auch die von der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1970 mit der Sowjetunion und Polen abgeschlossenen Ostverträge nichts zu ändern vermocht. Sie hatten nur den Charakter eines qualifizierten Gewaltverzichts, beinhalteten aber weder eine Gebietsabtretung noch eine Anerkennung angeblich bestehender Grenzen.

5. Auch der Hinweis darauf, daß derzeit nur mehr eine geringe Zahl von Deutschen in Ostpreußen lebt, kann dessen unverändert fortbestehende Zugehörigkeit zu Deutschland nicht in Frage stellen. Denn jener Umstand hat seine Ursache allein darin, daß die einheimische Bevölkerung Ostpreußens, soweit sie nicht schon vor den sowjetischen Truppen geflohen war, nach dem Kriege gegen alles Völkerrecht aus ihrer Heimat gewaltsam vertrieben wurde, wobei nahezu 280000 Menschen umkamen. — Die gesamten Verluste einschließlich der Gefallenen betragen mehr als eine halbe Million. — Es widerspräche jedem Rechtsgefühl, wollte man ausgerechnet aus dieser schweren **Verletzung** des Völkerrechts die Berechtigung herleiten, es durch Verstoß gegen das in ihm verankerte Annexionsverbot erneut gröblichst zu mißachten.

6. Was speziell Polen betrifft, so vermag auch die Tatsache, daß die sogenannten ostpolnischen Gebiete heute zum sowjetischen Territorium gehören, die Feststellung, daß Ostpreußen ein Teil Deutschlands ist, nicht in Zweifel zu ziehen. Polen kann sich für den Übergang jener Gebiete an die Sowjetunion nicht an Deutschland als einem dritten Staat schadlos halten. Es kann dies um so weniger, als es diesem Übergang im polnisch-sowjetischen Vertrag vom 16.8.1945 selbst zugestimmt hat. Davon abgesehen waren aber auch die ostpolnischen Gebiete nur zu einem geringen Teil von Polen besiedelt. Sie waren deshalb

nach dem ersten Weltkrieg bei der nach ethnographischen Gesichtspunkten bestimmten östlichen Abgrenzung Polens ganz überwiegend außerhalb des polnischen Territoriums geblieben und erst im Jahre 1921 als Folge eines von polnischer Seite begonnenen Krieges gegen das von Revolutionswirren geschüttelte Rußland zu Polen gekommen.

7. Die deutschen Heimatvertriebenen haben schon vor 30 Jahren in ihrer Charta vom 5. August 1950 auf Rache und Vergeltung verzichtet, ein Verzicht, zu dem sich die Ostpreußische Landesvertretung als die berufene Vertretung der Ostpreußen in einer Erklärung vom 26. April 1980 erneut bekannt hat. Sie erwarten dafür aber, daß auch ihnen die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts nicht länger vorenthalten bleibt. Sie appellieren an das Gewissen aller friedliebenden Völker dazu beizutragen, daß dieses Anliegen seine Erfüllung findet.

Oma's Miezchen

In unserer ehemaligen ostpreußischen Heimat brachten unsere Bewohner sehr viel Liebe und Verständnis für das Tierreich auf. Neben vielen Berichten in unseren Rundbriefen aus den verschiedensten Bereichen unseres Ostpreußenlandes sei mir gestattet, Humorvolles, aber auch Besinnliches, leichte Kost für Tierfreunde oder vielleicht für diejenigen, die es werden wollen, über ein oftmals unbeachtetes Katzenleben zu berichten.

In meinem Bericht „Erinnerungen an unser Kirchdorf Schillen“ hatte ich bereits darauf hingewiesen, daß meine Großeltern in Jodszemen bei Schillen wohnten. Es ist leider nicht mehr bekannt, wo unser Hauskätzchen herstammte. Sie war ein grauweiß gestreiftes Exemplar mit einem auffallend schönen Fell, das in der Sonne seidig glänzte. Nach „Brehms Tierleben“ gehörte sie zur Gattung der „gemeinen Hauskatze“, die auf eine sehr lange Ahnenreihe zurückblicken kann. Daher ihre klugen, wissenden Augen, geschmeidige und anpassungsfähige Beweglichkeit, individuellen Eigenschaften und alten überlieferten Erfahrungsschatz im Umgang mit Mensch und Tier. Immerhin finden wir Katzen bereits auf alten von Altertumsforschern ausgegrabenen Tafeln erwähnt. Die alten Ägypter schrieben ausführlich über Katzen, und zur Zeit der Pharaonen standen sie in hohem Ansehen. Man schätzte sie ihrer Schönheit und ihres Nutzwertes wegen. Die Frauen schauten ihnen Anmut und Grazie ab, wie es gescheite Frauen seither immer wieder taten. Wie auch heute, so hatten auch damals Katzen einen besonderen wirtschaftlichen Wert. Wie wir wissen, war das Ägypten des Altertums die Kornkammer der damaligen zivilisierten Welt. Die Kornlagerhäuser waren unter anderem der Tummelplatz von un-

zähligen Ratten und Mäusen, deren Invasion durch die fleißigen Katzen zum Stillstand gebracht wurde. Dafür wurden sie von der Priesterschaft Ägyptens, deren Obhut die Kornkammern unterstellt waren, belohnt. Und da diese sich von irgendwelchen Wertobjekten nicht trennen wollten, wählten sie den billigsten Ausweg: Die Katze wurde zur ägyptischen Gottheit ernannt. Das würde bei uns heute etwa die Ernennung zum stellv. Vizepräsidenten von irgend etwas entsprechen. Um diese einleitende Betrachtung abzurunden, soll es laut einer Tierzählung vor dem letzten Krieg nach Angaben der Welttierschutzorganisation so ungefähr weltweit 27 Mio. Katzen gegeben haben. In dieser Zahl sind die männlichen Tiere eingeschlossen. Schon damals ahnte man erstaunlicherweise die nicht aufzuhaltende Emanzipation. Mit welchen Hilfsmitteln die Tierzähler diese Zahl ermittelten und ob alle politischen Parteien mit dieser Zählung einverstanden waren, ist nicht bekannt. Allerdings sollen einige Tierzähler infolge starker nervlicher Belastung frühzeitig ihren Dienst quittiert haben.

Einen Namen führte Grotmutter Kätzchen auch. Sie hörte auf den schönen Namen Hedwig, den wir Kinder in den Kosenamen Hedi umwandelten. Im übrigen sei man bei Namensgebungen für Katzen zurückhaltend. Ehe man nicht mit absoluter Sicherheit weiß, welchen Geschlechts die Katze ist, sollte man einen Namen auswählen, der sich leicht in einem männlichen oder weiblichen Namen vertauschen läßt, so z.B. Paul in Pauline usw. Bei unserer Hedwig oder Hedi blieb es zum Glück bei einer Katze. Das Zusammenleben verschiedener Tiergattungen stellt im allgemeinen keine großen Probleme dar. So bestand zum Beispiel zwischen dem Hofhund Flinke und Hedi eine bemerkenswerte Freundschaft. Sie war nach unseren Beobachtungen auf Zweckmäßigkeit ausgerichtet. Mittelpunkt des Interesses war die heimliche Beschaffung irgendwelcher Leckerbissen. Ich kann mich noch daran erinnern, daß bei jedem Schlachtfest unser Hunde-Katzen-Team ständig mit allen Raffinessen versuchte, einen saftigen Braten zu erwischen, den sie dann an einem verschwiegene Platz gemeinsam genüßlich verspeisten. Flinke tolerierte diese Gemeinsamkeit, war eben ein Hundekavalier alter Schule ohne Vorurteile, vielleicht stand er auch als katzen-erzogener Hund unter entsprechendem Einfluß von Hedi und berücksichtigte seine Erfahrungen. Man ahnt als Laie kaum, welche Gelegenheiten sich einem erstklassig aufeinander eingespielten Gespann bieten.

Wir Kinder hatten sehr viel Freude daran, unter anderem uns in den schönen Sommerferien bei den Großeltern auf dem Lande mit Tieren, so auch mit den kleinen Vierbeinern, zu beschäftigen. Unser Teich mit Schilf, Kalmus, Froschlaich und anderes mehr

war bei der sommerlichen Hitze eine ideale Bademöglichkeit. Miezen hatte unter dieser Hitze auch sehr zu leiden, so daß wir beschlossen, sie zu baden. Hedi schnappen und ins warme Teichwasser tauchen war, von einigen Kratzspuren an unseren Händen abgesehen, schnell durchgeführt. Aber noch schneller stand Hedi halb ertrunken sich schüttelnd am Ufer und zog beleidigt von dannen. Unser Badespaß war leider viel zu schnell vorübergegangen und daher für uns enttäuschend. Aber es kam für unsere Begriffe noch schlimmer. Miezen suchte sich einen ihrer Auffassung gemäß staubigen Sandplatz zum Wälzen und Säubern, worauf sie sich sehr sorgfältig sauberleckte. Keinesfalls darf die gesellschaftliche Stellung einer Katze übersehen werden, denn keine Katze, die etwas auf sich hält, würde auch nur im Traum daran denken, sich einer anderen Katze mit einem einzigen unordentlichen Haar vorzustellen. Das wäre ungefähr so, als begegnete uns ein Staatspräsident mit einem Loch in der Hose oder im Staatsfrack mit unpassender Weste.

Bekanntlich haben Katzen ein gutes Gehör (nur nicht, wenn man sie ruft!), einen noch besseren Spürsinn und sind auch, durch das folgende Beispiel belegt, musikalisch veranlagt. Ich habe es bisher versäumt, Herrn Sielmann vom Fernsehen danach zu befragen.

Wie anheimelnd waren die ostpr. Winterabende in Omas warmer Stube. Der große Ofen, gespeist mit Holz und Torf aus dem nahen Bruch, trug mit seiner ausstrahlenden Wärme sehr zur Gemütlichkeit bei. Miezen hatte ihren angestammten Platz unter der langen gepolsterten Ofenbank und schnurrte zufrieden vor sich hin. Das ist eine typische Katzeneigentümlichkeit und niemand weiß, welche Art von Mechanismus so ein Schnurren erzeugt oder wie man ihn wieder aufdrehen könnte, wenn er abgelaufen ist. Soviel steht jedenfalls fest: Es gibt große Unterschiede im Schnurren, angefangen von fast unhörbaren Lauten bis hin zu jener Abart, die man noch durch den Fußboden hören kann. Aus diesen und anderen Gründen eignen sich zum Beispiel die Großverwandten der Katzen wie Löwen, Tiger usw. nicht zu Haustieren. Aber Miezen war eine wohlerzogene Hauskatze und gab nur ein angenehmes, zurückhaltendes Schnurren von sich. Wenn Opas alte Zither erklang und wir unsere Lieder anstimmten, war es mit dem Schlaf von Hedi vorbei. Ob Katzen wirklich fest schlafen, ist mindestens sehr fraglich. Ich glaube, Hedi tat oft nur so, um ja alles mitzubekommen, weil Katzen gemäß ihrer Verhaltensweise von einer stark ausgeprägten Neugier geplagt werden, um zu irgendwelchen Anlässen immer sofort zur Stelle zu sein. Sie verließ ihren Schlafplatz unter der warmen Ofenbank, lief auf meinem Großvater zu, umschmeichelte ihn laut miauend und konnte keine Ruhe finden. Ver-

stummte das Zitherspiel und unser Gesang, so versuchte Hedi durch ihre Töne mit aufgeregtem Hin- und Herlaufen uns zum Weitermachen zu animieren.

Sie war auch eine gute Katzenmutter. Ihre Kinderchen waren gleich der stolzen Mutter wahre Prachtexemplare. Ich erinnere mich daran, daß eines Tages unser Miezechen ständig vor der Tür der Wohnstube meiner Großeltern saß, und kein Zureden half, diesen Platz zu verlassen. Was war geschehen? In der Wohnstube unter der Kommode fanden wir zwei reizende Katzenkinder, die sie durch das geöffnete Fenster heimlich hineingetragen hatte. Inzwischen war das Fenster geschlossen worden, so daß sie ihre Kinder nicht wieder abholen konnte. Ist es nicht bewundernswert, daß Hedi hinter dieser, der richtigen Tür ihre Kinder wußte? Es kamen die schicksalsschweren Wochen der Flucht und Trecks. Viele Haustiere wurden mitgeführt und erreichten mit „Herrchen“ und „Frauchen“ das rettende Westufer des für uns heute so tragischen Elbestromes. Von Miezechen haben wir leider keinerlei Nachrichten. Aber von anderen ostpr. Katzen konnte man nach 1945 im Westen vernehmen, daß wohl die „Verflügung ganz jut ist, — aber Fischkeppe, son richtigen Kopp von 'nem Zanderchen oder Hächtchen —“, diese waren nicht aufzutreiben.

Abschließend wäre noch zu bemerken: Wollen wir mit einer Katze harmonisch zusammenleben, so müssen wir mit viel Geduld und List die Gunst dieses intelligenten, eigenwilligen Tieres gewinnen.

Nun, meine lieben Landsleute und Freunde, das waren einige Erfahrungen mit Katzen, insbesondere liebenswerte Erinnerungen an ein kleines Hauskätzchen.

Heinz Kebesch

Der Hecht von Gindwillen

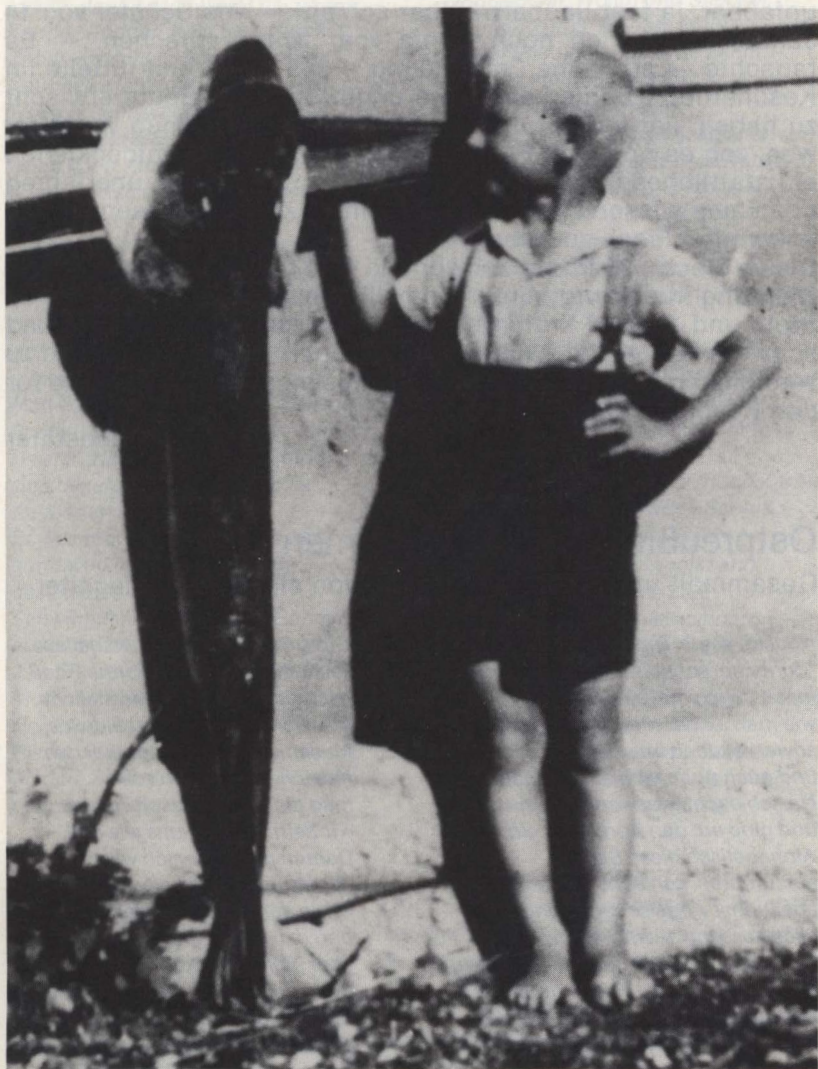
Gindwillen, wie schon in 31/82 dieser Ausgabe beschrieben, weckt noch mehr Erinnerungen an unsere Heimat.

Die Inster, ein Nebenfluß des Pregels, die Gindwillen von den Nachbar-Gemeinden Kimschen, Lesgewangminnen und Ballupönen abgrenzte, bot auch uns Kindern zur Sommerzeit eine willkommene Badegelegenheit. Teils zu Fuß oder mit dem Fahrrad erreichten wir mit Nachbars Kindern diesen im Sommer manchmal knapp wasserführenden Fluß.

Fische, die von kurz bis lang (Aale) darin lebten und wuchsen, wurden dann und wann vom Pächter mit Angel, Reuse oder Netzen abgefischt.

Als Treiber zwischen den gestellten Netzen wurde auch ich verschiedentlich vom Pächter eingeladen. Der „Freischwimmer“

wurde dazu nicht benötigt, da die Inster in Gindwillen überwiegend noch zu durchschreiten war. Doch gingen auch, wie mancherorts in unserer Heimat, längere Regengüsse nieder, die Bäche und Flüsse oftmals über die Ufer steigen ließen. Nach einem ähnlichen Unwetter überfiel mich die Jagd zum Fischen, ahnend, daß die Inster Hochwasser führt. Mit einem geliehenen Kescher ging ich zu Wasser. Diese Art des Fischefan-



„Petri Heil“

gens ist nur möglich, sofern das Wasser lehm Braun, bzw. trübe ist, und der Wasserspiegel steigt. Gewöhnliche Beute konnte ich abfischen.

An der Eisenbahnbrücke, das steilste Ufer in dieser Gegend, schwenkte ich meinen Kescher — wie gewohnt —, so weit es ging voraus, drückte ihn über die Schulter zu Grunde und zog ihn ran. — Kaum verständlich spürte ich einen Widerstand, der mir unfaßbar, ja fast unüberwindbar schien! — Als Schüler von 14 Jahren konnte ich noch wenig von „Kraft“ sprechen. — Es rauschte — so meine Empfindung —, es zerrte und rüttelte im Keschnetz! Bemerkend, eine ungewöhnliche Beute erwischt zu haben, lief ich mit meinem Fanggerät weit genug vom Ufer weg, zog es an Land. Für mich und für die Inster entdeckte ich ein stattliches Exemplar von Fisch. Als Schuljunge, unerfahren und kaum wissend, benötigte ich einige Zeit, um diesen mir unbekannten Fisch zu töten. —

Dieser Hecht, 23 Pfund schwer und 1,20 m lang, konnte nur aus Richtung Insterburg mir in Gindwillen begegnen!

Stolz und Freude kräftigten mich, die außergewöhnliche und schwere Beute zum Pächter zu schleppen. Ihm zu zeigen und zu verstehen geben, daß auch Schuljungs eine glückliche Hand für den Kescher haben — Petri Heil!

Hanfried Brandstätter

Ostpreußische Provinzialismen

Gesammelt und in Reime gebracht von einem ollen Ragniter

Neulich sagte Tante Rosa:

*„Jungche, schabber doch nich Prosa,
mach davon malein Gedicht,
wie man an der Memel spricht;
sowas ist doch interessant
und auch noch nich so bekannt.“*

*Na, ich dacht, was kann da sein
und ging auf den Vorschlag ein.*

*Alphabetisch diese Sachen
aufzuführen, schlecht zu machen,
aber sonst wirts schon gelingen
alles passend anzubringen:
Beetenbartsch, gerührt mit Schmand
Glums mit Pierag, Fleck und Zandt
Schuppinnes, Kischel und Kropfen
kann man sich den Bröch vollstopfen.
Bommche Kornus als magrietsch,
nennt man bramsig und nicht gnrietsch. —*

*Gib e Buttschche mir, Marjellche,
sei nicht glupsch und ohne Booß,
nach der Pirrt — e feines Stelleche —
schwiiemslaken wir beide los,
Muschkebad und Raderkuchen
hab ich alle Fuppen voll,
mag die Tante heesch sich puchen,
wir befrunseln uns wie doll. —
Dammlig ist, wer sich will placken,
abmarrachen und piesacken,
wenn der Kumst von selber sprosst
und das Ferkel nicht vergnoßt; —
aber juchen, jackern, jibbern
und vor Schiß nicht immer bibbern,
das ist weise Lebensart,
die erhält und nicht bejaht. —
Wer will in der Welt bestehen,
darf nicht kraufen, der muß gehen,*

selbst wenn er kabolske schießt
 und die Bicksen sich begießt;
 muß nicht nählen, lusern und rekeln,
 wie so'n Differt rumschwensekeln,
 Schlumske, Schlalos, Duschak, Gniefke
 prachern Dittchens sich zu Schniefke,
 trinken Schemper und Alaus,
 torkeln dann beschwiemt nachhaus'. –
 Kaddik, Kodder, Keilchen, Klunker,
 Kobel, Kruschke, Kuckel, Kunter,
 Knubbel, Klaterkamm und Knust,
 keiweln, scheiweln ohne Pust. –
 Luntruß, Lorbaß, Gnoß, Labommel,
 Gnatzkopp, Gnabbel, Dojahn, Hommel,
 ei, wie fein sich das doch reimt,
 foorts mein Pegasus sich bäumt! –
 Aber was sich reimt auf Schompel,
 sag' ich nicht, das weißt du – selber.
 Schlorren, Klumpen und Pasorren
 sind gut auf dem Eis zu schorren,
 sind noch die Pankoffkes dran,
 zieh auch die Parresken an.
 Moltworm, Hietschche und Barbuschke,
 Pochel, Erpel und das Truschke,
 Heister, Haaffke, Wabbel, Grandt
 sind bekannt bei uns zulang'. –
 Adebar und Anterninker,
 Söffke nennt man einen Trinker;
 armbastig sich mancher frißt,
 das Plachandern er vergißt. –
 Schwimmen lernt man auf Bunsucken,
 auf dem Dumber Kirren hucken.
 Alte Pferde nennt man Kraggen,
 Mott und Mulvis muß man raggen,
 Plurksch, Pastrana, Paudel, Penter,
 Pisian, Pungel, Pläster, Wenter,
 Fladen, Stritzel, Dulks und Dresch
 und dazu die große Freß,

alles Sachen von Belang,
 ebenso auch Tien und Drank.
 Fähnkeführer und Fixnietel,
 Onnosel kein schöner Titel,
 Deiker, Racker, Subas, Mar,
 Sprock, Spacheister, Spirgel, Plarr,
 Sprudde, Seeger, Stooft, Sternicksel,
 Wöppezagel, Wollm und Stiebsel,
 Stüppel, Zurus, Burren, Ment,
 Achthalber noch mancher kennt. –
 Hubbrig, humplig, karsch, karäsing,
 albern tu nie übermäßig;
 Floom, Fladrusch und Fitzelband,
 Lucht, Gramillje, Plautz und Wandt,
 Kaul, Paludd, Kalus' und Modder,
 Bäkler, Mauiken, Ilske, Zodder,
 Schabbeln, Kurren, Borch, Schibbrien,
 schlubbern, bubbern und Putschien,
 Puiken, Poggen, Quappen, Schmook,
 Meirean und Pressolook.
 Heringsbänd'ger, Kobbelschuster,
 Reepschläger und Knüppelpuster,
 Porratz, Pracher und Wengtiener,
 Paslack ist vom Knecht ein Diener,
 ututu heißt mollig warm,
 schließlich nenn' ich auch noch Zarm.
 Und damit ist's denn auch Schluß, –
 jeder Anfang enden muß. –
 Wer noch weit'res bringen kann,
 hänge ruhig noch was an,
 denn ich wäre nicht verwundert,
 noch zu hören ein'ge hundert! –
 Wessen Sinn intolerant,
 nicht „Geschmack“ an „sowas“ fand;
 klingt es aber an mein Ohr,
 zaubert's mir die Heimat vor, –
 wenn ich läng' sie auch nicht sah,
 dadurch ist sie stets mir nah! –

(Entnommen: „Memelheimat“, Wochen-
 beilage der Kreiszeitung Tilsit-Ragnit,
 9. August 1931)

Sammeln, Sichten, Verwerten

In der im Heimatmuseum Plön über den Kreis Tilsit-Ragnit gestalteten ständigen Ausstellung hängt eine Fotokopie in Originalgröße von dem Ausweisungsedikt aus dem Jahre 1731, mit dem der Fürstbischof Firmian von Salzburg die lutherischen Protestanten aus dem Lande weisen ließ. Dieses Dokument enthält mit einer erstaunlichen Genauigkeit aufgeführt alle Einzelheiten, die diese Ausweisung betreffen. Das Edikt steht deshalb im öffentlichen Interesse, weil in unseren Jahrzehnten eine solche Ausweisung mit ungleich primitiveren, unmenschlichen Mitteln betrieben wurde, obschon in beiden Fällen Hab' und Gut gelassen werden mußte.

Nun konnte ich jetzt einen Abdruck von einer Lithographie erwerben, die im Jahre 1835 von Adolf Menzel gefertigt worden ist; sie stellt den Einzug einer Gruppe von Salzburger Exulanten in Berlin dar. Voran zwei Geistliche die Heilige Schrift tragend, ist die Straße mit salzburgischen Lutheranern gefüllt, die von den zu beiden Seiten stehenden Berliner Bürgern herzlich willkommen geheißen werden, und schon beim Einzug hilfreich gelabt und mit Geldgeschenken unterstützt werden. Die Hinwendung zu den Glaubensbrüdern ist von Adolf Menzel sichtbar gemacht worden.

Dieser Abdruck — vom Steindruck — der Lithographie stammt auch noch aus dem 19. Jahrhundert und aus einem Nachlaß.

Diese Darstellung ist zusammen mit dem Edikt des salzburgischen Fürstbischofs ein guter Hinweis auf die Siedlungstätigkeit preußischer Könige und der glaubensmäßigen Duldsamkeit in Preußen.

Damit wollte ich aber auch die Bitte verbinden, erneut und weiterhin unsere Ausstellung mit wertvollen Gegenständen zu unterstützen, die etwas zur Geschichte, zur Wirtschaft und zu den Menschen unserer Heimat an der Memel aussagen können.

Matthias Hofer

Mein Geheimnis erfahrt ihr nie!

Er hieß Slucksnat und war ein ehrlicher, biederer Ostpreuße, ein Gärtner von altem Schrot und Korn, der in Tilsit, hinter dem Schloßmühlenteich auf dem Engelsberg, sein Häuschen hatte. Dort lebte er ziemlich zurückgezogen in seiner sehr kleinen Gärtnerei, zog Blumen heran und verkaufte sie auf den Wochenmärkten am Mittwoch und Sonnabend auf dem Schenkendorfplatz. Er las viel, daher wurde er von den Kollegen „der gelehrte Gärtner“ genannt. Neben seiner kleinen Gärtnerei unterhielt er noch einen Flaschenbierausschank, der seinen bescheidenen Umsatz

etwas erhöhen sollte. So manch ein Spaziergänger trank dort sein Fläschchen, wenn sein Weg ihn durch den schönen Park „Jakobsruhe“ über die hölzerne Schloß-Mühlenteichbrücke, über den Engelsberg an dem Anwesen von Slucksnat vorbeiführte. Soviel zur Person des Hauptdarstellers meiner Erzählung. Früher haben wir die Jahreszeiten erkennen können an bestimmten Blumen, die zur bestimmten Zeit in Blüte standen. So wußte man z.B., es war Herbst, wenn die Herbstastern oder Chrysanthemen blühten. Wenn es hoch kam, konnte man noch bis Weihnachten schöne großblumige Chrysanthemen in den Blumengeschäften ausgestellt finden. Heute leuchten uns das ganze Jahr über Blumen in dieser Gattung in allen Variationen, Formen und Farben entgegen. Künstlicher Kurz- bzw. Langtag spielen dabei eine wesentliche Rolle. Von alledem wußte man um 1930, als ich die Gartenbauschule absolvierte, noch nichts. Unser Institut verfügte über die neueste Literatur und die neuesten Züchtungs- und Forschungsergebnisse. Erst um 1950, als ich aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und im Begriff war, mir eine neue Existenz aufzubauen, erschienen in der Fachpresse kurze Berichte über Veränderungen im Wachstum, die durch Lichtveränderung hervorgerufen werden können. Erste Erkenntnisse lagen bereits vor. Aufgrund dieser Erkenntnis haben dann in den nächsten Jahren Züchtung und Forschung Hervorragendes geleistet und die ganzen Anzuchtmethoden im Gartenbau revolutioniert. Da mußte ich an den alten Slucksnat denken, der schon damals, in Tilsit, vor mehr als 20 Jahren diese Erkenntnisse auswertete, ohne sich indessen klar zu sein, welche Ausmaße seine Idee weltweit einmal einnehmen würde.

Die damalige Chrysanthemensorte „Blanche Poitvine“ wurde seinerzeit von vielen Gärtnern ihrer verhältnismäßig frühen Blüte wegen gern angebaut, um zu Allerheiligen und zu Totensonntag blühende Topfpflanzen zu haben.

Ein Gärtner brachte diese Pflanzen, herrlich blühend, manchmal schon im August auf den Markt, zum Ärger der Kollegen. Das war Slucksnat! Nicht nur in Fachkreisen herrschte ein Rätselraten um seine Methode, die doch alles bisher Dagewesene aus dem Rahmen sprengte. Der Sache wollte man auf alle Fälle auf den Grund gehen.

Bis auf die augenscheinliche Unordnung in der Gärtnerei, wo die Bretter, Laden genannt, die im Winter gegen Schneelasten auf noch besetzten Frühbeetkästen Glasbruch verhindern sollten, noch überall herumlagen, war nichts Besonderes zu entdecken. Daß seine Frühbeetkästen übrigens viel zu tief waren, wurde allgemein benörgelt, aber man fand nichts Besonderes dabei. Ob er vielleicht zeitweise mit Bier gießt? Doch das würde zu teuer werden, wäre also auszuschließen. Man veranstaltete allgemei-

ne Besäufnisse, um ihm sein Geheimnis im Rausch zu entlocken, man versuchte es mit Damen, die ihn becircen sollten. Alles vergebens! Auf Anspielungen die Unordnung betreffend, meinte er nur lakonisch: „Jo, ick bin noch nich dato gekome, de Breder wegzodone“ (Ja, ich bin noch nicht dazu gekommen, die Bretter wegzuräumen). Die beanstandete Kästentiefe bezeichnete er als zweckmäßig, die Wärme besser halten zu können. Seine Argumente leuchteten ein, wenn sie auch nicht überzeugten. Alle Bemühungen waren ergebnislos. Seine Antwort war immer die gleiche: „Min Geheimnis erfoart ihr nie, dat nehm ick mit ins Graf“ (Mein Geheimnis erfahrt ihr nie, das nehm ich mit ins Grab).

Slucksnat war seiner Zeit um 20 Jahre voraus. Er kannte bereits den Begriff „Kurztage“, die Möglichkeit künstlich einen Tag zu verkürzen. Er tat es auf die primitive Art, indem er auf seine tiefen Kästen, in denen sich die Chrysanthementöpfe befanden, täglich einige Stunden die Bretter, Laden genannt, legte und noch zusätzlich mit Säcken abdichtete, um das Eindringen von Licht zu vermeiden. Der Effekt, der kürzere Tag, also der vorverlegte Herbsttag war erreicht, und damit die vorverlegte Knospenbildung.

Ihm war damals schon das gelungen, was die Forschung 20 Jahre später aufgegriffen hatte, und was dann zu sensationeller Umwälzung im Gartenbau führte.

Stammte diese Entdeckung vielleicht auf Umwegen von dem alten gelehrten Gärtner Slucksnat vom Engelsberg, hinter dem großen Schloß-Mühlenteich aus Tilsit, der schönen Stadt an der Memel, der Stadt des berühmten Tilsiter Käse und der viel gerühmten schönen Mädchen? Oder nahm er sein Geheimnis mit in sein Grab?

20 Jahre liegen zwischen dem Erlebnis damals in Tilsit und meiner jetzigen neuen Heimat in Plön, in Holstein, wo ich wieder mit Chrysanthemen, nun aber mit der neuen, modernen Kultur in Berührung kam. Noch oft muß ich daran denken. —

Heinz Kahl

Beim Kurkonzert

Sie war zum Kurkonzert gekommen und eine Besucherin von vielen gewesen. Und er war einer der elf, die das Orchester bestritten.

Was dazu führte, daß sich ihre Blicke schon trafen, während der Kapellmeister die Besucher begrüßte, ist unerklärlich, aber es war so.

Er saß rechts im Orchester und mußte diagonal zu ihr hinüberschauen und zwar fast bis zur Saalmitte. Dort war ihr Platz.

Er mußte sie unter den anderen Besuchern regelrecht herausgesucht haben. Aber eben das hatte er sofort getan. Und wenn er gerade keinen Einsatz hatte, tat er es seitdem immer wieder. Und sie erwiderte scheu seine Blicke.

Sie spürte sie sogar, wenn sie sich in der Musik verloren hatte. Es war dann jedesmal so, als ob seine Blicke sie herauszogen aus jenem Bann.

Bemerkenswertere Männer waren eigentlich die beiden Geiger des Orchesters. Sie waren es auch, denen das Gros des Publikums seine Aufmerksamkeit schenkte.

Ihr aber gefiel er besser.

Er wirkte unaufdringlich, zurückhaltend, abgeklärt. Seine ganze Wesensart lag offen in seiner Persönlichkeit. Sie war voll und ganz beeindruckt von diesem Mann.

Und ihn schien, wenn das Publikum applaudierte, nur ihr Beifall zu interessieren. Lediglich auf ihre Begeisterung schien es ihm anzukommen. Oder genoß er nur, daß sie während dieser Sekunden so offen zu ihm hersah? — Das nämlich tat sie.

Nach dem vierten Musikstück jedenfalls lächelte er ihr während des Applauses unverhohlen zu.

Sie lächelte fast unmerklich zurück.

Von diesem Moment an entspann sich ein Zauber zwischen ihnen, der sie wunderbar zart und schön umfing.

Der Mann im Orchester schien auch für den weiteren Verlauf des Konzerts keinen anderen Blickpunkt zu kennen als sie. Und ihre Seele war mehr und mehr berauscht von dem, was sich zwischen ihnen entsponnen hatte.

Als die Pause gekommen war, hatte er befürchtet, daß sie schon gehen könnte.

Er hatte, ehe er das Podium verließ, noch gesehen, daß sie sich sehr hastig erhoben hatte und hinausgestrebt war. Und während des Pausengeplänkels mit den Kollegen weilten seine Gedanken ausschließlich bei ihr.

Sie stand inzwischen vor dem Spiegel des Waschraumes und machte sich schön. Nichts schien ihr korrekt genug, weder Frisur noch Make-up. Und als sie anschließend noch ein paarmal die Wandelhalle auf und ab ging, verspürte sie eine ungewöhnliche Nervosität, die darauf beruhte, ihm hier unverhofft begegnen zu können. Dann wieder schalt sie sich wegen dieses Gehabes in ihren Jahren eine Törrin. Trotzdem kam sie nicht gegen das, was sie an diesem Abend erfüllt, an.

Als die Pause um war und er wieder das Podium betrat, war Freude und Erleichterung auf seinen Zügen zu lesen, als er sie wieder auf ihrem Platz sah.

Sehr, sehr lange senkten sich ihre Blicke jetzt ineinander.

Und noch inniger vereinigten sie sich, als das Konzert zu Ende war und die Musiker sich zum Abschied erhoben. Jetzt ersetzten die Blicke Worte, so nah waren sie sich in der kurzen Zeit gekommen.

Sie lächelte glücklich, aber ein wenig wehmütig. Da wußte er, daß sie nicht wiederkommen würde.

Er streckte den rechten Arm ein wenig aus, als wollte er sie festhalten. Aber sie senkte die Lider.

Sie konnte nicht zu einem weiteren Konzert bleiben, sie mußte am nächsten Morgen schon fort.

Er blieb stehen, bis sie den Kursaal verlassen hatte und sah ihr betrübt nach. Das spürte sie, ohne daß sie sich noch einmal umgedreht hätte.

Aber der Zauber, der sich zwischen ihnen entsponnen hatte, blieb.

Und bei dieser Liebe kam es gar nicht darauf an, daß sie eine andere Erfüllung fand, als die, die sie gefunden hatte. Sie war sehr viel größer, sehr viel stärker und sehr viel schöner als manche sich ausdehnende Beziehung.

Am darauffolgenden Tag sah sich das Kurorchester durch einen Rosenstrauß überrascht. Es waren zehn rosa und eine rote Rose. In diesem Strauß steckte eine kleine weiße Karte, die Dankesworte für die herrliche Darbietung der schönen Kompositionen vom Vorabend enthielt und war unterzeichnet mit den Worten: Eine Besucherin Ihres gestrigen Konzertes.

Man war allgemein erfreut, sich aber nicht darüber im klaren, wem die rote Rose zugedacht war.

Die jüngeren Musiker meinten, sie gelte dem Kapellmeister. Andere bezweifelten das und glaubten, daß diese der einzigen Dame des Teams zugedacht sein müsse. Das aber bezweifelten andere wieder, da es bei der Spenderin um eine Frau ging. Kurz und gut, man war sich überhaupt nicht schlüssig. Nur einer der Musiker wußte, für wen sie war, aber er beteiligte sich nicht an dieser Diskussion. Ihn führte der Anblick jener roten Rose in Gedanken zu ein paar strahlend schöne Augen, die er sehr innig auf sich gerichtet sah ...

Hannelore Patzelt-Hennig

Knautschkat

(Fortsetzung aus Nr. 33 und Schluß)

Hatten die beiden anderen den Wirt in den Schatten gedrängt, hatten sie seinen historischen Exkurs unterbrochen, jedenfalls erhob sich dieser ganz unerwartet, tat, als wolle er zur Küche gehen, um nach dem Essen zu schauen, schien es sich dann aber

anders zu überlegen, setzte sich wieder, stützte das Kinn in die linke Hand und sprach versonnen vor sich hin:

Die Historiker haben die Königin Luise als tragische Gestalt gesehen. Von ihrer Begegnung mit Napoleon in Tilsit wissen sie zu berichten, schnöder noch als den König habe der Emporkömmeling die Königin Luise behandelt, die auf den Rat des treulosen Alexander von Memel nach Tilsit gekommen war, um durch ihre Bitten das Geschick des Gemahls zu mildern. Umsonst habe sie ihrem Lande ihren weiblichen Scharm geopfert, ihre Schönheit habe auf Napoleon so wenig Eindruck gemacht wie der edle Anstand, mit dem sie die höhnischen Vorwürfe des Siegers zurückgewiesen hat.

Und doch haben die Tilsiter nicht erst die gedemütigte Frau in ihr Herz geschlossen. Schon 1799 wurde nach ihr die „Loge Louise zum aufrichtigen Herzen“ benannt, die 1823 in „Loge Irene“, Friedensloge also, umgetauft wurde.

Undank ist nun einmal der Welt Lohn, muß man auch hier feststellen: Ein ganzes Jahrhundert sollte vergehen, ehe die Tilsiter sich des Bittgangs ihrer Luise Auguste Wilhelmine Amalie erinnerten und ihr im Park von Jakobsruhe ein Marmorstandbild errichteten, das Kaiser Wilhelm II. persönlich einzuweihen sich nicht nehmen ließ.

Die Schulen standen Spalier, als der Monarch hoch zu Roß in den Park Einzug hiel. Was aber der Chronist zu berichten vergaß, muß ich nachholen: August Knautschkat, städtischer Parkwächter und Heckenschneider, erhielt die nagelneue Luise in seine Obhut. Täglich defilierte er an der Königin vorbei, und die ältesten Tilsiter wissen noch heute zu berichten, daß er jedesmal die Mütze vor dem Marmorbild zog und sich tief verbeugte. Denn in seinen Adern wallte nicht nur jenes monarchische Blut, das er von seinem Urgroßvater Anton Knautschkat geerbt hatte, der den drei Monarchen persönlich begegnet war; in ihm lebte auch jenes seltene Gefühl der Dankbarkeit, das zuweilen über Generationen hinweg von keiner Enttäuschung ausgelöscht zu werden vermag.

Sieben Jahre später, als die Königin-Luise-Brücke in der Länge der doppelten Strombreite die Memel überspannte, erinnerte man sich jenes Mannes, der am 22. September 1900 im Park von Jakobsruhe den Spalierhüter gespielt hatte, und beauftragte ihn mit der Organisation des Festaktes, mit dem das Wahrzeichen der Stadt in die Obhut ihrer Bürger übergeben werden sollte: Zum ewigen Gedenken an die Königin, die von den Vorfahren wegen ihrer fraulichen Tugenden und menschlichen Größe so innig verehrt wurde. Und damit wären wir bei Irenäus Knautschkats Vater angelangt.

„Nachzutragen bleibt noch“, ergänzte wiederum der Kirchendiener, „daß die Mutter jener Indre Jaskztat aus Minge, die den Gastwirt Ansas Balczus aus Wilwischken zum Mann hatte, eine geborene Knautschkat war: Des August jüngste Schwester Anna. So überschattet im Spätherbst seines Daseins das Geschlecht der Knautschkäte auch ein Fünkchen literarischen Ruhms, denn kein Geringerer als der Matziker Hermann Sudermann hat den Balczus mit seiner Indre nach Tilsit reisen lassen — ahnungslos, in welchen historischen Urgründen der Stammbaum dieser Gastwirtsleute wurzelte. Gewiß hätte er sonst, statt weiterer Litauischer Geschichten, die Geschichte der Knautschkats geschrieben.“

Kaum hatte der Kirchendiener seinen „Kommentar“ beendet, als plötzlich die Tür der Küche aufging und eine beleibte Frau mittleren Alters, eine weite karierte Schürze vor dem reichgeblühten Kleid, eine Terrine dampfender Rinderfleck vor dem gewaltigen Busen, die Wirtsstube betrat. Die Augen meines Vaters strahlten; es hatte sich also doch gelohnt auszuharren.

Der Wirt sprang geschäftig auf, klatschte in die Hände, und eine tolpatschige Magd brachte die Teller und Löffel herein. Im Nu war der Tisch gedeckt, und die Wirtin begann aufzuschöpfen. Das wachsame Auge des Wirtes bemerkte, daß der Essig fehlte. Ob jemand zur Fleck Mostrich wünsche, fragte er; und er schrie die Magd an, sie solle den Korb mit den Semmeln holen, den sie offensichtlich vergessen hatte.

Während alle Augen auf die dampfende Terrine gerichtet waren und in jede Nase der Majoranduft drang, erhob sich der Kirchendiener. Es schien, als wolle er nun wirklich ein Gebet sprechen, doch weit gefehlt, er wollte das „Fazit“ aus unseren Betrachtungen ziehen.

„Nur kein langes Fazit, mein Lieberchen“, sagte der Zeitungsbote, der sich inzwischen an unseren Tisch gesetzt hatte, da auch für ihn ein Teller gebracht worden war und er sich nicht zweimal bitten ließ, an unserem Mittagstisch teilzunehmen.

Damit rundete sich der Kreis, begann der Kirchendiener sein „kurisches Tischgebet“. Der Bogen spannt sich vom kleinen Knautschi, der beim hundertjährigen Erbauungs- und Jubelfeste in der blumengeschmückten Aula der „Provinzialschule von 1586“ die „köstliche Adress“ des Simon Dach aus Königsberg aufgesagt hat, zum Sextaner Irenäus Knautschkat, der die gleiche Schule besuchte, nur daß sie jetzt „Tilsiter Gymnasium“ hieß.

Auch Irenäus — es mag in der Familie liegen — war dazu auserwählt, bei einem Jubelfest mitzuwirken. Als im Jahr 1928 das Bronzedenkmal eines Elches eingeweiht wurde, das der preußische Ministerpräsident zwar als Geschenk für seine geliebte

Stadt Königsberg — die Undankbare, die damit nichts anzufangen wußte — bei Ludwig Vordermayer in Auftrag gegeben, der Tilsiter Oberbürgermeister Salge dann aber in seine Stadt entführt hatte, durfte Irenäus bei der Enthüllungsfeier ein Gedicht aufsagen.

Der Dichter stammte, wie der Elch, aus Königsberg: Fritz Kudnig war sein Name. Kurz zuvor hatte er „Das Lied der Kurischen Nehrung“ gesungen.

Da seine Verse letztmalig in einer Anthologie erschienen und nur Bücherwürmern zugänglich sind, die ihr Leben mit dem Durchstöbern solcher Folianten fristen, will ich, wenn's Ihnen recht ist, mit ihnen die Knautschkatsche Vorgeschichte abschließen:

Er steht wie aus Stein gehauen im Erlenhain.
Das goldlichte Grün umgibt ihn wie Heiligenschein.
Starr schaut er dich an: Doch es scheint fast,
er sähe dich nicht
Oder lausche durch dich hindurch,
was die Welt-Seele spricht.

Er kennt keine Scheu, steht furchtlos jenseits der Zeit;
Gewaltiger, urhafter König der Einsamkeit,
Ein Herrscher im Wald auf den Dünen, im Meer des Lichts.
Was bis du ihm, Mensch? — Ein Hauch wie der Wind,
ein Nichts!

Ein kurzer Hinweis für unsere Leser in bezug auf Restbestände und Neuerscheinungen auf unserem Büchermarkt; beachten Sie daher die letzte Umschlagseite unseres Heimatrundbriefes.

Zu der in dieser und in den beiden letzten Ausgaben von „Land an der Memel“ veröffentlichten Fortsetzungsserie „Knautschkat“ — die wir im übrigen hiermit abschließen — schreibt uns ein kritischer, aufmerksamer Leser folgendes. Wir zitieren:

„... wenn er (gemeint ist der Verfasser — die Schriftl.) jetzt im Weihnachtsrundbrief von „Land an der Memel“ auf Seite 44/45 schreibt:

„Rudolf Knautschkat fand unerwartet Unterstützung bei den Réfugées, die kurz darauf, vom Westen kommend, in Tilsit eintrafen und als brave Mennoniten von Waffen und von Uniformen nichts hielten. Als Dank dafür soll er, als seine erste Frau starb, eine Réfugées-Witwe geheiratet haben, Marte Wiebe geb. Olfers“, so ist das völlig falsch. Das beginnt schon mit der Rechtschreibung. Statt „Réfugées“ muß es heißen „Refugiés“, und das waren die von ihm vorher erwähnten Hugenotten, also französische Protestanten, die im 17. Jh. nach Preußen kamen. Die von ihm in diesem

Zusammenhang erwähnte Besetzung von Tilsit kann sich doch nur auf die Zeit des Siebenjährigen Krieges beziehen, der fand im 18. Jh. statt. Die Mennoniten sind Anhänger einer von dem Westfriesen Menno Simons begründeten evangelischen Freikirche, die Waffendienst und -eid ablehnten. Sie kamen zum Teil aus der Schweiz, zum Teil aus Holland, waren in Westpreußen schon zu Beginn des 17. Jh. ansässig. Nach Ostpreußen kamen sie auf Grund des königlichen Patents vom 4.12.1721 und siedelten sich teilweise im Tilsiter Raum an, zogen dann, weil sie nicht vom Kriegsdienst befreit waren, wieder in die Weichselniederung und später teilweise in den Tilsiter Raum zurück. Der Name Wiebe kommt in der Tat bei den Mennoniten sehr häufig vor.

Die Gleichsetzung von Mennoniten und Refugiés schafft nur Verwirrung und sollte durch einen Hinweis in unserer Zeitschrift korrigiert werden."

Wir lieben Menschen,
die frisch heraus sagen
was sie denken,
vorausgesetzt,
sie denken dasselbe
wie wir.

Mark Twain

Die Liebe-Gott-Frau

Eine Erinnerung an Schillen

Meine Mutter war eine warmherzige, freigebige Frau, und das Gute, das sie tat, tat sie in aller Heimlichkeit. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit der großen Arbeitslosigkeit, wenn es zuweilen in der Dämmerung an unsere Wohnungstür pochte und jemand im Flüsterton nach meiner Mutter fragte. Neugierig wie eine Katze schlich ich mich auch hinzu, um das leise geführte Gespräch zu belauschen — aber ich wurde schnell ins Zimmer geschickt. Bald darauf sah ich meine Mutter in Schränken und Schubladen kramen; aber was sie herausnahm, wußte ich nicht. Wenn sich die Tür wieder hinter der Besucherin geschlossen hatte, konnte es sein, daß die Dielenbretter vor der Speisekammer knarrten, der Schlüssel herumgedreht und die Tür geöffnet wurde. Später stand dann vielleicht in einem der Regale ein Töpfchen mit saurer Sahne oder Gänseschmalz, oder es lagen vier Eier in einer Schale. Mehr war es nicht. Manchmal suchte meine Mutter auch nur eine Vase für einen bunten Blumenstrauß ...

Ein paar Tage später entdeckte eine meiner Schwestern oder ich, daß ein bestimmtes Kleid fehlte, ein Nachthemd, ein handgestrickter Pullover, die Sonntagsschuhe oder ähnliches. Am Anfang werden wir wohl gefragt oder gar geklagt haben, dies und jenes sei „fort“. Eine genaue Antwort erhielten wir nie, und

wir begriffen, daß wir in Zukunft solche „Verluste“ nicht mehr zu erwähnen brauchten.

Als ich ein bißchen größer war, habe ich wohl manchmal selber die Tür geöffnet, wenn es geklopft oder geklingelt hatte. Ich konnte eine leise Stimme hören: „Nimm dein Muttchen Preißelbeeren?“ Oder: „Ich hab' frische Gelböhrrchen, frag' mal deine Mutter!“ Die Gestalten vor unserer Tür sahen einander irgendwie sehr ähnlich: Weder alt noch jung; ein dunkles Tuch um Kopf und Schultern geschlungen; ein langer, weiter Rock; in den Händen ein Korb, mit einem sauberen Tüchlein zugedeckt. Die Gesichter waren nur schattenhaft zu erkennen, und die Namen erfuhr ich nie, sondern erhielt die damals klassische Antwort: „Kinder brauchen nicht alles zu wissen!“

Dann blieben diese heimlichen Besucher weg. Die Zeiten hatten sich geändert. Und jetzt erst verstand ich, was da eigentlich vor sich gegangen war: Frauen vom Land, die nicht gern gesehen werden und um keinen Preis ihre Armut zugeben wollten, brachten uns Dinge aus ihrem Haushalt, die sie auf dem Wochenmarkt nicht verkaufen konnten. Entweder fehlte ihnen dafür die Genehmigung oder die Mengen waren einfach zu gering. Ich weiß es nicht. Sie begehrten und erhielten statt Geld Kleidungsstücke. Sie hatten etwas gegeben, und sie hatten etwas erhalten. Wertverhältnisse spielten keine Rolle; aber sie wollten nichts umsonst haben.

Die Jahre gingen dahin, der Krieg begann, und unsere Eltern starben. Meine Schwester Eva war nun die Hausfrau, und ich wohnte bei ihr. Es war ja noch immer unser altes Elternhaus! Ein junges Mädchen mit Namen Hedwig half uns bei der Hausarbeit.

Eines Tages holte Hedwig mich an die Korridortür, und ich sah draußen eine Frau stehen, bei deren Anblick ich eine ferne Glocke läuten hörte ... Die Frau trug ein Tuch um Kopf und Schultern und hielt in den Händen einen Korb. Ihr Gesicht war nur schattenhaft zu erkennen; aber es schien mir, als lächelte sie schüchtern.

„Ach, Sie ...!“ rief ich, nach einem Namen suchend, den ich nie gewußt hatte. Leise fügte ich hinzu: „Meine Mutter ist gestorben.“

„Ja, ich weiß“, antwortete sie, „ich wollte Ihnen etwas bringen ... Ihr Muttchen war immer so gut zu mir.“ Sie reichte mir zögernd den Korb und spähte in den dämmerigen Korridor hinein. Hedwig verschwand in der Küche und schloß die Tür.

Ich wollte die Frau in ein Zimmer führen, aber sie schüttelte den Kopf und setzte sich auf den Stuhl neben der Flurkommode. Ich packte den Korb aus: Ein Stückchen frisches Fleisch, ein Streifen Speck, ein Töpfchen Schmalz. Welche Herrlichkeiten! Die

Frau beobachtete mich, und ich strahlte sie an und dankte ihr von Herzen. „Was möchten Sie dafür haben?“ fragte ich.

„Ihr Muttchen gab mir immer etwas Wäsche. Haben Sie da noch was?“

„Bettwäsche?“ fragte ich.

„Nein, nein, was für meine Kleine, wissen Sie?“

Also Leibwäsche. Ich atmete erleichtert auf und ging zu Eva, um mich mir ihr zu beraten. Kinderkleidung besaßen wir nicht; aber es fand sich doch allerlei, was man für ein Kind zurechtschneiden konnte, und die Frau war ganz offensichtlich hocherfreut. „Ich bringe Ihnen bald wieder was!“ versprach sie beim Abschied.

Eine geradezu abergläubische Scheu hatte uns davon abgehalten, unsere Besucherin nach ihrem Namen zu fragen. Wir sagten: „Die hat uns der liebe Gott geschickt!“, und auch Hedwig hörte uns so reden. Wir aßen ja gemeinsam an einem Tisch.

Wenn in den nächsten Tagen und Wochen unser Speisezettel wieder recht eintönig wurde, sagten meine Schwester und ich manchmal halb lachend, halb sehnsüchtig: „Wenn doch die Liebe-Gott-Frau bald wieder käme!“ So hatten wir sie genannt, weil ja ein Mensch einen Namen haben muß. Hedwig hörte uns oft von der Lieben-Gott-Frau sprechen; denn wir sortierten schon vorsorglich allerlei Kleidungsstücke aus, die wir fortgeben konnten.



*Das Erinnerungsfoto: Erntedankfest 1935
der Belegschaft Steinleitner, Neuhof-Schillen*

Und dann war es soweit! Hedwig kam herein und verkündete: „Frau Gottlieb ist draußen!“

Eva und ich sahen einander fragend an. „Frau Gottlieb? Wer ist das denn? Kennen wir sie?“ Hedwig antwortete etwas verlegen: „Ja, Sie sagen immer ‚Liebe-Gott-Frau‘ und so was gibt’s ja nicht! Ich dachte, Sie haben den Namen zum Spaß umgedreht.“ Wahrhaftig — Liebe-Gott-Frau — Frau Gottlieb! Das war eine ganz logische Gedankenfolge. Hedwig wußte ja nicht, warum wir so viel lachten. Und unsere Besucherin mag sich auch über unsere Heiterkeit gewundert haben.

Sie kam noch mehrmals in den letzten Jahren, die wir alle noch in der Heimat verbringen durften, und sie kam immer dann mit ihrem Korb, wenn unsere Speisekammer ganz besonders leer war. Es war wirklich so, als hätte der liebe Gott sie geschickt, und sie trug ihren Namen mit Recht — die Liebe-Gott-Frau!

Magdalene Klöss geb. Sakuth

Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum e.V.

Sehr geehrte Damen und Herren,

40 Jahre nach der Flucht und Vertreibung gilt es mehr denn je, Landes- und Volkskunde der östlichen Provinz des Deutschen Reiches museumsgerecht darzustellen.

Entsprechend der Grundsatzkonzeption der Bundesregierung zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit befindet sich das Ostpreußische Landesmuseum in der Ritterstraße in Lüneburg im Bau, in der Nachfolge des Ostpreußischen Jagdmuseums in der Salzstraße. Die Bundesregierung und die Niedersächsische Landesregierung haben sich verpflichtet, den Hauptanteil der Kosten zu übernehmen, wenn der Träger, der Verein „Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum e.V.“, den erforderlichen Eigenanteil aufbringt. Die Landsmannschaft Ostpreußen als Repräsentanz aller im freien Westen lebenden Ostpreußen hat die Erklärung abgegeben, daß nur dieses Museum als einziges in der Bundesrepublik Deutschland der Grundsatzkonzeption der Bundesregierung entspricht.

Das Baumodell zeigt die Struktur des neuen Gebäudes mit vier Stockwerken und einer Ausstellungsfläche von rund 2000 m² zuzüglich von Magazin-, Arbeits-, Kommunikations- und Verwaltungsräumen mit insgesamt etwa gleicher Gesamtfläche. Ein stattliches Gebäude, mitten in der historischen Altstadt Lüneburgs gelegen.

Mit diesem Schreiben werden alle Ostpreußen und ihre Freunde herzlich gebeten, mit ihrer Geld- oder auch Sachspende beizutragen zum Eigenanteil des Bauträgers.

Der Vorstand des „Ostpreußischen Jagd- und Landesmuseums“ bittet Sie als Empfänger dieses Schreibens um Ihre tätige Mit-
hilfe, damit das Ostpreußische Landesmuseum in seiner Bau-
ausführung und seiner Inneneinrichtung ebenbürtig bestehen
kann neben den Landesmuseen in den 11 Ländern der Bundes-
republik Deutschland und den Museen der anderen ostdeut-
schen Provinzen.

Der Rahmen ist abgesteckt für diese große gesamtdeutsche
Aufgabe. Helfen Sie uns, daß dieser Rahmen einen würdigen In-
halt erhält, der museumsgerecht ein bleibendes Bild vom Land
zwischen Weichsel und Memel vermitteln kann, wie es in sie-
benhundertjähriger deutscher Geschichte gewachsen und wei-
terentwickelt worden ist bis 1945.

Das Ostpreußische Landesmuseum ist Teil des Erbes und Auf-
trages des gesamten deutschen Volkes, den es zu erfüllen gilt.
Ihre Geldspende erbitten wir auf unser Konto Nr. 10140 bei der
Stadtsparkasse Lüneburg, BLZ 24050001.

Auf Wunsch können steuerabzugsfähige Spendenquittungen er-
teilt werden.

Der Vorstand des

Ostpreußischen Jagd- und Landesmuseums e.V.

Otto Frhr. von Fircks, Hubertus Hilgendorff,

Horst Albinus, Rosemarie von Renner,

Ehrenfried Liebeneiner, Dr. Klaus Hesselbarth,

Friedrich-Karl Milthaler als ständiger Vertreter von

Dr. Ottfried Hennig MdB, Sprecher der Landsmannschaft
Ostpreußen

Was ist Heimat

Heimat ist der Ort, von dem mein Leben ausgegangen ist, an
dem mich meine Mutter die ersten Worte lehrte, meine „Mut-
tersprache“; wo ich als Kind die ersten Wunder der Welt kennen-
lernte: Blumen, Tiere, Steine, Wald und Wiesen, aber auch Bäch-
lein und das Meer, die den Weg in die Ferne, in die weite Welt
weisen.

Heimat ist das Land, in dem mich mein Vater in das Leben ein-
geführt hat mit seinen Schönheiten und Gefahren, mit Rechten
und Pflichten: Mein „Vaterland“, in dem ich die ersten Schritte
allein ins Leben wagte: Schule, Lehre, Beruf.

Heimat ist das Volk, dessen Sprache ich spreche mit ihrer Eigen-
art und ihrem Wohllaut; das Volk mit seinem Brauchtum und sei-
nen Sitten, mit seiner Arbeit und seinen Festen, mit seiner Ge-
schichte und seinem Schicksal.

Heimat ist das Geborgensein in einer vertrauten Umwelt. Vielen

Menschen fällt es schwer, ihre Heimat zu verlassen. Es ist hartes Schicksal, aus der Heimat vertrieben zu werden. Es ist eine Freude, besonders im Alter, in die Heimat zurückzukehren. Auch der Kietz in der Großstadt ist Heimat; die vertraute Umgebung von Menschen und Häusern, selbst wenn diese auffällig sind, gibt das Gefühl der Geborgenheit. Mit Angst und Sorge sehen alte Menschen einer Stadtsanierung entgegen, die sie nötigt, in sachlich-nüchterne Hochhäuser in der fremden Umgebung einer Stadtrandsiedlung zu ziehen.

Heimat ist ein Mittel gegen die Vermassung der Menschen.

Heimatliebe ist nicht Nostalgie, romantische Erinnerung an die „gute alte Zeit“, die doch nicht mehr kommen wird und nie so schön war wie in der Erinnerung. Sie ist nicht Wiedererweckung verlorengegangenen Brauchtums.

Heimatliebe ist weder Faschismus noch Nationalismus mit utopischen, meist nur mit Gewalt zu erfüllenden Forderungen; sie ist weder kleinstaatliche Enge noch übersteigertes Staatsbewußtsein. Nur dort, wo die Heimatliebe im Interesse eines zentralistisch geprägten Staatswesens unterdrückt wird, entsteht die berechtigte Auflehnung. Die Geschichte bietet bis zum heutigen Tag zahlreiche Beispiele für Willkür und Unterdrückung gewachsenen Volkstums staatlicher Minderheiten im Interesse eines zentral gesteuerten Staates oder dessen Verwaltung.

Heimatliebe ist das Bekenntnis zur Vielfalt lebendigen Brauchtums und lebendiger Mundarten zu einem harmonischen Konzert im Kulturleben einer Nation.

Heimatliebe ist eine Verpflichtung, die Verantwortung zur Mitarbeit an den sozialen, politischen, kulturellen Aufgaben eines Staates. Nur wer diese Probleme in dem kleinen Bereich seiner Heimat kennengelernt hat, versteht die Notwendigkeit und die Schwierigkeiten, sie auch in der Gemeinde, im Land, in der Nation zu lösen.

Nietzsche klagte: **„Weh dem, der keine Heimat hat.“**

(Aus der Festschrift „50 Jahre Ostfriesen-Verein Berlin“ 1976)

Mainacht

Fliederduft die Nacht erfüllt.

Sternenhimmel uns umhüllt.

Sind wir noch hier? Oder schon dort? —

Trägt uns der Wolkenkahn sacht fort,
der langsam vor den Mond sich schiebt?

Wir wissen's nicht — wir sind verliebt.

Hannelore Patzelt-Hennig

Gustav Köppen/Untereißeln †

Die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit trauert um eine Persönlichkeit, die durch vorbildliche Einsatzbereitschaft und Heimattreue geprägt war. Im soldatisch-preußischen Pflichtbewußtsein erzogen, gehörte Gustav Köppen zu den herausragenden Männern der „ersten Stunde“, als es galt, sich für die nach dem Krieg aus dem Osten vertriebenen Schicksalsgefährten in engagierter und tatkräftiger Weise einzusetzen. So kümmerte er sich als einer der ersten um die Vertriebenen in seinem neuen Wohnort Heikendorf und gründete bereits 1949 die „Hilfsgemeinschaft der Ostvertriebenen“, deren Vorsitzender er über 25 Jahre war. Darüber hinaus wirkte er ebenso lange führend im Vertriebenenausschuß des Heikendorfer Gemeinderats und gehörte zwischen 1949 und 1959 durch 10 Jahre als Abgeordneter dem Kreistag des Kreises Plön an.

Schon 1955 hatte sich Gustav Köppen energisch und zielbewußt dafür eingesetzt, 17 heimat- und landvertriebenen Bauern und Fischern aus Heikendorf zu einer landwirtschaftlichen Nebenerwerbssiedlung zu verhelfen. Die Verwirklichung dieses Ziels wurde spontan dadurch anerkannt, daß diese Siedlung künftig den Namen „Gustav-Köppen-Siedlung“ trug.

Schon vor vielen Jahren ist das beständige Wirken in der Vertriebenenarbeit durch die Verleihung des goldenen Ehrenzeichens des Bundes der Vertriebenen honoriert worden. Für seine Leistungen auf dem kommunalpolitischen Sektor wurde Gustav Köppen am 14. Dezember 1977 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.

Der Entschlafene, ein Kind seiner engsten ostpreußischen Heimat, wurde am 9. Mai 1900 in Untereißeln geboren und übernahm bereits 1925 als jugendlicher „Herbergsvater“ die so reizvoll in der Heide gelegene Jugendherberge. Dem immer stärker werdenden Fremdenverkehr trug er dadurch Rechnung, daß er 1932 ein privates Gästehaus, nämlich sein „Haus in der Heide“ baute, welches später zweimal erweitert werden mußte.

Innerhalb der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit war Gustav Köppen in aktiver und beispielhafter Weise sowohl im heimatischen Kreisausschuß, als auch als Beauftragter für sein Gesamtkirchspiel Großenkenau tätig. Der Vorbereitung und Durchführung der traditionellen Patenschaftsbegegnungen in Heikendorf hatte er sich stets mit großer Umsicht gewidmet.

In großer Dankbarkeit nehmen wir Abschied von einem bewährten Landsmann, dessen optimistischer Unternehmungsgeist und feinsinniger Humor beispielgebend war. Gustav Köppen hat sich um seinen Heimatkreis verdient gemacht.

Gert-Joachim Jürgens

Unsere Schmunzelecke

Wer vål froagt . . .

Wat weer et, ach Gottche, öm Kreeg bloß schlömm
Ferre Mönsche önnne Städte,
Se suckelde aller am Dume rom,
Denn se hadde nich vål to äte.
Dat bätke, wat oppe Koarte gew,
Weer vål to wennig tom Låwe,
Dat drog de Katt oppem Zoagel weg
On brukd söck nich to terhåwe.
De Moage, då knorrd, on de Schwoart, då knackd,
Drom toge de Mönsche ön Hupe
Möt grote Pungels tom Hamstre rut.
Se wulle nich roke on supe,
Dem Schnaps on dem Tobback, dem gewe se her,
Se wulle nich preme on schnuwe,
De Hauptsach, se kregte to äte wat möt
On brukde nich Koahldamp to schuwe.
Doa hadde de Bure e grote Tied
On meegde söck väre on henge,
Von allem, wat aftoleewre weer,
E bät oppe Sied wat to bringe.
E bätke bloß! Se sullde nich
Tovål to verschuwe röskeere,
Drom keeme de Herres vom Wörtschaftsamt,
De Bure to rewendöre.
Se schmeete möt Löste on Zoahle rom,
Möt Pörregroaf' on Artikel,
On tålde de Gissels, de Farkel, de Schwien,
De Kurre, de Keeg on de Kiekel.
Dem Keller, de Koamer, de Lucht on de Schien,
Då deede se önspizeere,
Se steckde de Nåse öm Duwes Schlag
On wulle de Målk kontrollleere.
On denn de Eier! De Buer, då sulld
Keen Koorn de Hehner nich gåwe,
Keen Weite, keen Gerscht on keen Hoawer nich.
Wat bleew ferre Hehner tom Låwe?
Denn allet weer ferre Mönsche bestömmt,
Wat vonne Földer gekoame.
„Öck Futter Soagmehl!“ säd de Lepschies,
Wie he fest önnne Tang wurd genoame.
„Was, Sägemehl? Sie meinen doch
Das weiße Holzmehl vom Sägen?“

Ja, werden die Hühner denn davon satt
Und können sie Eier legen?"
Doa flötzd dem Lepschies e Spoaß dorchem Kopp,
Dem kunn he söck nich verbiete:
„Nä, Herrke, Eier legge se nich,
Obber Langholt done se schiete.“

Dr. Alfred Lau †

Tilsit-Bibliographie

Eine dokumentarische Neuerscheinung auf dem Büchermarkt*
(Veröffentlichungen der Osteuropa-Abteilung der Staatsbibliothek Preuß. Kulturbesitz) Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, 2120 Lüneburg — 1983 — 428 Seiten DIN A4)

Aus Liebe zu ihrer Heimat Tilsit hat die Verfasserin Hildegard Lauks von 1975—1982 in mühevoller Arbeit in allen großen deutschen Archiven und Bibliotheken nach Schriften über Tilsit geforscht und das Ergebnis in dem angezeigten umfangreichen Werk niedergelegt, in dem 2845 Drucke über Tilsit und die weitere Umgebung einschließlich des Memellandes und der Elchniederung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart erfaßt werden. In



*Die
Bensing'sche
Mühle in
Güldengrund
(Girrehnen)*

* vgl. auch entspr. Hinweis i.d. Spalte „Büchermarkt“.

16 Abschnitten mit vielen, sehr sorgfältig gearbeiteten Untertiteln wird der Stoff erschlossen. Ganz besonders wertvoll sind die vielen ausführlichen Erläuterungen und Zitate aus Monographien, aus Zeitschriften und Zeitungen sowie die zahlreichen Querverweise und die Anmerkungen. Ein Verfasser-, Sachtitel- und Personenregister erleichtert die Benutzung des Werkes. Daß für die meisten Titel auch Fundorte und Besitzvermerke angegeben sind, werden alle auf den Leihverkehr angewiesenen Leser begrüßen.

So liegt hier eine Dokumentation vor, wie sie wohl kaum eine ostdeutsche Stadt gleicher Größe aufzuweisen hat.

Wir danken der Verfasserin für diese referierende Bibliographie. Sie wird allen, die an der Geschichte Tilsits und seiner Umgebung interessiert sind, eine Fülle von Anregungen vermitteln.

Dr. Erwin Krause

Heimat

Nimmt man es äußerlich,
landschaftlich,
dann ist „Heimat“ nicht tief
genug genommen.

Der tiefere Mensch findet nur
dann Heimat draußen,
wenn er drinnen
Heimat hat.

Wer drinnen Heimat hat,
der hat sie unverlierbar,
hat sie immer
und überall.

Heimat ist eine
Wandlungskunst in uns,
wenn wir jeden Ort und
jede Lage beseelen.

Wer diese Wandlungskraft
nicht in sich hat
ist nirgends daheim ...
Die sie haben,
sind immer und überall daheim.

Sie entdecken
und schenken anderen
HEIMAT.

Joseph Kühnel



Der 14. „Tilsiter Rundbrief“ wird im November 1984 von der Stadtgemeinschaft Tilsit-Ragnit herausgegeben. Interessenten können diesen Rundbrief unmittelbar von der Geschäftsstelle der Stadtgemeinschaft Tilsit, Gaardener Straße 6 in 2300 Kiel 14, anfordern.



Unser Nachbarkreis Elchniederung

hat nunmehr seit dem letzten Jahr einen eigenen Heimatrundbrief unter dem Titel „Die Elchniederung“ herausgegeben. Diese Initiative unseres nachbarlichen Kreises begrüßen wir sehr

und wünschen weiterhin einen guten Start und viel Erfolg. Eine erhebliche Anzahl von Elchniederungen sind auch gleichzeitig Empfänger von „Land an der Memel“. Erhalten auch Sie uns weiterhin Ihre Treue und Verbundenheit durch eine in Ihr eigenes Ermessen gestellte Spende.

Eine aufmerksame Leserin übersandte uns das nachstehend abgebildete Foto, welches im Jahre 1928 im kaiserlichen Jagdschloß Pait aufgenommen wurde.



„Elka“, das Elchkalb im Jagdschloß Pait

Ehrungen und Auszeichnungen

Unserem Landsmann Helmut Mauritz aus Ragnit — dessen Verdienste wir bereits in unserer Laudatio im „Land an der Memel“ Nr. 33 gewürdigt haben — wurde am 4. Mai 1984 im Auftrag des Herrn Bundespräsidenten die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland im Kieler Sozialministerium verliehen.

*

Anläßlich des 14. Ragniter Patenschaftstreffens in Preetz am 5. und 6. Mai 1984 wurden in Anerkennung für hervorragende Leistungen in der Arbeit für Ostpreußen zwei weitere Ragniter Landsleute geehrt:

Hans-Georg Tautorat, Autor zahlreicher Publikationen, wurde namens des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen durch Kreisvertreter Matthias Hofer mit dem Ehrenzeichen in Silber und Frau Maria Seeger für ihr stetiges und selbstloses Eintreten ihrer Landsleute aus der Heimatstadt Ragnit mit dem Verdienstabzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet.

Wir übermitteln an dieser Stelle unseren drei Ragniter Landsleuten unsere herzlichsten Glückwünsche; mögen sie alle bei guter Gesundheit und froher Schaffenskraft im Interesse unserer heimatpolitischen Zielsetzung weiterhin erfolgreich wirken.

Der Kreisausschuß

Regionalveranstaltungen 1984

der drei Tilsiter Heimatkreise sind wie folgt vorgesehen:

- a) **2. September 1984:** gemeinsames Kreistreffen in der Rhein-Main-Halle in Koblenz,
- b) **21. Oktober 1984:** letztes diesjähriges Heimattreffen in der „Mathäuser-Bierstadt“ in München.

Vor diesen beiden Veranstaltungen trifft sich jeweils am Vorabend die „Tilsiter Runde“, an der selbstverständlich auch — wie bisher — die Landsleute aus dem Heimatkreis Tilsit-Ragnit teilnehmen sollten.

Nähere Einzelheiten wird die für die gemeinsamen Regionaltreffen federführende Stadtgemeinschaft Tilsit jeweils unter der Sparte „Aus den Heimatkreisen“ im Ostpreußenblatt wiederholt veröffentlichen; insofern bitten wir um entsprechende Beachtung.



Kurz vor Redaktionsschluß:

Jubiläumstreffen der Ragniter in Preetz am 5. und 6. Mai 1984

Nahezu außergewöhnlich war die Zahl derer, die aus Anlaß der 14. Patenschaftsbegegnung der letzten 30 Jahre in ihre Patenstadt gekommen waren, um mit alten Freunden, Nachbarn und Bekannten ihrer alten, unvergessenen Stadt an der Memel heimaterrinnernde Gespräche zu führen. Es war eine Begegnung auf Bundesebene, und es waren über 200 ehemalige Ragniter zu dieser eindrucksvollen festlichen Patenschaftsveranstaltung erschienen; besonders war anzumerken, daß die mittlere Generation gebührend vertreten war. Nicht nur aus dem näheren Bereich, sondern vielfach aus dem süddeutschen Raum haben viele Ragniter die Fahrt ins nördlichste Bundesland Schleswig-Holstein nicht gescheut, um an dieser Jubiläumsveranstaltung teilzunehmen; die weiteste Anreise hatte eine gebürtige Ragniterin aus Kalifornien.

In seiner Festansprache würdigte Bürgermeister Feddersen die 30jährigen Patenschaftsbeziehungen, die Zeichen lebendiger Verbundenheit und eines echten, bewußten Zusammenseins sind; die Stadt Preetz bekräftigt nach wie vor die Patenschaft zur Stadt Ragnit. Das Jubiläum sollte Anlaß zur Erinnerung, zur Besinnung und zur weiteren Bekräftigung des gemeinsamen Wollens sein. Mit der im Rathausaal hängenden Patenschaftsurkunde vom 21. Juni 1953 werde immer an den alten schleswig-holsteinischen Wahlspruch „Op ewig ungedeeft“ erinnert; dieses Motto sollte für ganz Deutschland gelten.

Zuvor überbrachten Bürgervorsteher Girnus namens der Stadt Preetz und Landrat Dr. von Bismarck für den Patenkreis Plön herzliche Grußworte; der Beauftragte der Ragniter Landsleute, Dr. Fritz Burat, sprach der ausrichtenden Patenstadt und ihren Gremien herzlichen Dank für die Durchführung dieser Jubiläumsveranstaltung aus und gab besonders auch seiner Freude Ausdruck, daß der Einladung so viele Ragniter gefolgt waren.

Das Patenschaftstreffen klang am Sonntag mit einer Dampferfahrt auf dem Großen Plöner See aus, zu der Kreispräsident Röhl die Ragniter Landsleute eingeladen hatte. Gert-Joachim Jürgens



*Pfingsten
in Bambe*
(Unter-
eißeler
Heide)



Das Ostpreußenblatt

die ostpreußische Wochenzeitung für Deutschland. Sie zu lesen und für sie zu werben heißt, das Band zur Heimat noch fester zu knüpfen.

Bestellungen nimmt unsere Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit jederzeit entgegen. Erscheint wöchentlich. Preis monatlich nur 6,80 DM.

Anschrift: Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit — Geschäftsstelle — Schillerstraße 81 r., 2120 Lüneburg.

Unser Büchermarkt:

— Restbestände und Neuerscheinungen —

- a) **Walter Broszeit:** „Das Kirchspiel Trappen“, 84 S., brosch. incl. Porto / Verpackung 20,— DM
- b) **Dr. Richard Moderegger** †: „Glaube und Heimat“, Glaubenserbe aus dem Land an der Memel, 32 S., brosch., Schutzgebühr 5,50 DM

Lieferungen zu a) und b) erfolgen grundsätzlich erst nach Voreinsendung bzw. Überweisung des jeweiligen Kaufpreises. Nachnahmesendungen können wir wegen der mit dem Versand verbundenen Mehrkosten leider nicht ausführen.

Zahlungen können auf unser Spendensonderkonto Nr. 31005 bei der Kreissparkasse Lüneburg (BLZ 240501 10) oder deren Postscheckkonto Hamburg Nr. 1735-203 geleistet werden. Die unverzügliche Auslieferung erfolgt in der Reihenfolge des Posteingangs: Insoweit bitten wir um Ihr Verständnis.

- c) **Hildegard Lauks:** „Tilsit-Bibliographie“, 428 S., brosch., 15,— DM (Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, 2120 Lüneburg),
- d) **Hannelore Patzelt-Hennig:** „Das Haus voll Gäste“ — Dorfgeschichten aus Ostpreußen —, 86 S., brosch., 16.80 DM (1. Auflage 6 Monate nach Erscheinen total vergriffen, die 2. erweiterte Auflage ist im April 1984 erschienen, Verlag Werner Jerratsch, 7920 Heidenheim)
- e) **Ursula Meyer-Semlie:** „In den Memelwiesen“ — Berichte aus einer ostpreußischen Familienchronik —, 108 S., EfaIn-Einband, 16,80 DM (Gollenberg-Verlag, Seesen am Harz),
- f) **Peter Joost / Ingolf Koehler:** „Altes und Neues aus Tilsit“ — Zweiter Bildband —, 236 Bilder, Ln. 29,— DM (Verlag Hermann Sönksen, 2320 Plön, zu beziehen über die Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Straße 6 in 2300 Kiel 14),
- g) **Hans-Georg Tautorat:** „Am Memelstrom“ — von Tilsit bis Waldheide — 45 S., brosch., 3,— DM (Verlag Gerhard Rautenberg, 2950 Leer / Ostfr.),
- h) **Hans-Georg Tautorat:** „Im Lande der Elche“ — Die Memelniederung — 60 S., brosch., 3,— DM (Verlag J. Sollermann, 2950 Leer / Ostfr.)

Wir dürfen darauf hinweisen, daß die gesamte Literatur auch über die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit beziehbar ist.

Gert-Joachim Jürgens, Geschäftsführer

Herausgeber:	Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V.
Kreisvertreter:	Matthias Hofer, 2301 Mielkendorf über Kiel
Schriftleitung:	Gert-Joachim Jürgens, 2120 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., an welchen auch Einsendungen für den Rundbrief zu richten sind.
Druck:	Hermann Sönksen Druckerei und Verlag, 2320 Plön, Postfach 9
Auflage:	z. Z. 4 500 Exemplare